Zur Geschichte der Werttheorie in England.

Von

W. Liebknecht
Dr. phil.

SEMPER BONIS ARTIBVS

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
1902.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit soll im ersten Teile zunächst eine geschichtliche Darstellung der Ansichten der bedeutendsten älteren englischen Oekonomen bis John Stuart Mill über den wirtschaftlichen Wert enthalten und im zweiten eine Kritik dieser Theorien geben. Die Behandlung des ersten Teiles ergab sich von selbst. Bis zu Ricardo erschien es angezeigt, die Werttheorien in ihrer geschichtlichen Reihenfolge darzustellen, weil sich vorher im Allgemeinen noch eine grosse Unklarheit zeigt, und infolgedessen eine Einteilung nach sachlichen Gesichtspunkten kaum möglich ist. In der Zeit nach Ricardo dagegen nimmt dessen Theorie eine derartig dominierende Stellung in der englischen ökonomischen Literatur ein, dass man seine Nachfolger am Besten nach ihrer Stellungnahme zu seiner Lehre gruppieren kann.

Einiger Worte der Rechtfertigung bedarf indes wohl die Einbeziehung der Lehre von Marx und der Kritik dieser Lehre in diese Arbeit. Wollte ich im zweiten Teil die Arbeitswerttheorie kritisieren, so musste diese Kritik sich gegen die Arbeitswerttheorie in ihrer vollendeten Gestalt richten, sonst hätte sie keinen Sinn gehabt. Diese Gestalt hat sie aber erst durch Marx erhalten. Dazu kommt noch, dass Marx als Oekonom am Meisten durch die Engländer beeinflusst ist, dass er von der englischen Oekonomie ausging, während er die deutsche nur gering schätzte und auch relativ wenig kannte.

Vielleicht könnte man meinen, ebenso gut wie Marx hätte auch Rodbertus hier behandelt werden müssen. Das kann ich aber nicht anerkennen. So hoch man auch sonst die Bedeutung von Rodbertus, namentlich als Historiker anschlagen mag, so ist er doch jedenfalls in seiner Werttheorie nicht über Ricardo, und in den sozialistischen Konsequenzen, die er daraus gezogen, nicht über die englischen und französischen Sozialisten hinaus gekommen. Für eine Behandlung der Lehre von Rodbertus bestand also meines Erachtens keineswegs die Notwendigkeit, wie für die von Marx.

Berlin im December 1901.

Der Verfasser.

Inhalt.

TEIL I.

Geschichtliche Darstellung der Theorien.

I. Kapitel.

Von Thomas Hobbes bis James Steuart.

Der erste englische Schriftsteller, der hier eine Erwähnung verdient, ist Thomas Hobbes. In seinem Buche „De cive“ erklärt er die Arbeit und Sparsamkeit einerseits, die natürlichen Erträge des Bodens und des Meeres andererseits für die Quellen des Reichtums eines Landes. Er sagt wörtlich:

„Zur Wohlhabenheit der Bürger ist zweierlei: die Arbeit und die Sparsamkeit nötig; auch können die natürlichen Erträge des Landes und des Meeres als eine dritte Quelle angesehen werden[1].“ Die Summe aller Gebrauchswerte (Reichtum) ist also nach ihm das Produkt des menschlichen Faktors „Arbeit und Sparsamkeit“ (labor et parsimonia) und des natürlichen Faktors „Land und Meer“ (terra et mare).

Interessantere Aeusserungen finden wir schon bei Rice Vaughan in seiner 1623 geschriebenen, aber erst 1655 veröffentlichten Schrift „A discourse of Coin and Coinage“. „Nützlichkeit und Annehmlichkeit (use and delight) oder die Meinung von ihnen, sind die wahren Ursachen, warum alle Dinge einen Wert und Preis haben (value and price), aber das Verhältnis dieses Wertes und Preises ist völlig beherrscht von Seltenheit und Ueberfluss[2].“ „Dieselben Dinge können zu verschiedener Zeit ausserordentlich im Preise differieren . . . . wie z. B. die Preisverhältnisse von Korn, Vieh und Fischen nicht dieselben bleiben werden, und jedes von ihnen zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Ursachen im Preise diffe-

1) l. c. Kap. XIII, § 14.

2) l. c. p. 19.

rieren wird: wie Korn infolge ungünstigen Wetters, Vieh infolge einer Seuche, Fisch infolge eines Krieges; und jedes von ihnen wird noch infolge vieler anderer Zufälle (accidents) im Preise steigen und wieder sinken: Kleider, Leinwand, Leder u. s. w. haben die gleiche Veränderlichkeit im Preise infolge derselben und anderer Ursachen, wie aufgelegter Steuern, neuer Erfindungen, durch welche die Waren leichter und schneller verfertigt werden können, infolge Wuchers, Betrugs, Mangels an Arbeitern[1]).“

Vaughan leitet demnach den Tauschwert einer Ware zunächst aus ihrem Gebrauchswert ab, aus der Bedeutung, die sie für die menschliche Bedarfsbefriedigung haben, gleichviel, ob sie nun ein vernünftiges oder thörichtes Bedürfnis erfüllen. Ist diese Bedingung erfüllt, so hängt der Wert und Preis der Dinge von ihrer Menge ab, wobei es nicht ganz klar ist, ob Vaughan damit meint, dass ein Ding im Verhältnis zu den anderen Dingen einen hohen bezw. niedrigen Wert und Preis habe, weil es im Verhältnis zu ihnen in geringer bezw. grosser Menge existiere, oder, ob die Wertschwankungen der einzelnen Ware von Veränderungen in den Mengenverhältnissen dieser einzelnen Ware herrühren.

Die Ursachen der Wertschwankungen der einzelnen Ware führt er ja dann noch näher an für Korn, Vieh und Fisch. Bemerkenswert scheint noch vor allem sein Hinweis darauf zu sein, dass die Erfindungen die Waren deshalb verbilligen, weil sie mit denselben leichter und rascher hergestellt werden können.

Schon Vaughan beschäftigt das Suchen nach einem konstanten Preismass, und er glaubt es gefunden zu haben in dem Preis der Löhne der Arbeiter und Bedienten, besonders derjenigen der niedrigen Art. „There is only one thing, from whence we may certainly track out the prices and which carries with it a constant resultance of the prices of all other things which are necessary for a Mans life; and that is the Price of Labourers and Servants Wages, especially those of the meaner sort“[2]). p. 117 erklärt er diese Berechnung der Arbeiter und Bedientenlöhne als den sichersten Weg, die Preise aller Dinge in der Zeit König Edwards III. und der Gegenwart zu vergleichen. Dieses Forschen nach einem konstanten Preis- bezw. Wertmass, mit dem man den Wert aller Waren zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten miteinander

1) l. c. p. 103 sq.

vergleichen könnte, hat seit Vaughan nicht mehr aufgehört, die englischen Oekonomen zu beschäftigen.

Vaughan ist auch der erste englische Oekonom, bei dem sich die Unterscheidung von innerem Wert (intrinsical value) und äusserem Wert (extrinsical value) findet, die sich seitdem durch die ganze englische ökonomische Litteratur hindurchzieht, allerdings aber bei den einzelnen Autoren eine sehr verschiedene Bedeutung hat. Vaughan spricht von den Versuchen der Münzerleichterung durch die Fürsten oder Staaten und fährt dann fort: „Lasst irgend einen einzelnen Fürsten oder Staat den Preis von Gold und Silber erhöhen, wie sie wollen, so werden sie dennoch gegen andere Dinge, die durch sie geschätzt werden, die Proportion behalten, welche das allgemeine Uebereinkommen anderer Nationen festgesetzt hat, und diesen allgemeinen (universal) Wert von Gold und Silber nennt man den inneren (intrinsical), den lokalen Wert aber nennt man den äusseren (extrinsical) Wert, da er von der Prägung und dem Belieben des Staates abhängt.“ Innerer und äusserer Wert ist hier also dasselbe, was wir als Realwert und Nominalwert unterscheiden würden.

Gleich bei dem nächsten Autor, den wir behandeln, findet sich die gleiche Unterscheidung zwischen „intrinsic“ and „extrinsic value“, bei William Petty, dem genialen Vorläufer von Adam Smith, dem bedeutendsten englischen Oekonomen des 17. Jahrhunderts. In einem Manuskript über den Diamantenhandel (British museum) sagt er: „Ich will zuerst bemerken, dass die Teuerkeit und Billigkeit der Diamanten von zwei Ursachen abhängt; die eine innere (intrinsic), die im Steine selbst liegt, und die andere äussere (extrinsic) und zufällige (contingent), als da sind: 1. Die Verbote, nach ihnen zu suchen in den Gegenden, woher sie kommen. 2. Wenn Kaufleute in Indien ihr Geld mit grösserem Profit in andere Waren anlegen können und sie infolgedessen nicht hierherbringen. 3. Wenn sie aus Kriegsfurcht gekauft werden, um ein Unterhaltsmittel für verbannte und verhasste Personen zu bilden. 4. Sie sind teuer zur Zeit der Hochzeit irgend einer Persönlichkeit, wo viele Personen in glänzendem Aufzug erscheinen müssen. Einige dieser Ursachen, wenn sie in einem Teile der Welt sehr stark auftreten, wirken auf die ganze Welt. Denn wenn der Diamantenpreis in Persien steigen würde, würde er wahrscheinlich ebenso in England steigen; denn die grossen Kaufleute der ganzen Welt kennen einander, korrespon-

dieren miteinander und sind Teilhaber (partners) an den meisten bedeutenden Stücken, und sie handeln und intrigieren zusammen beim Kauf und Verkauf der Diamanten[1]).“

Petty stellt hier den inneren Wert gegenüber dem äusseren Wert und unterscheidet damit die dauernden und die mehr zufälligen, vorübergehenden Bestimmgründe des Wertes. Den ersteren bezeichnet er später auch als den „natürlichen“ Preis einer Ware. Unklar bleibt es zunächst, was Petty hier als den Bestimmgrund des „inneren“ Wertes verstanden wissen will; abstrahiert er den inneren Wert aus der Wertschätzung, welche die Diamanten geniessen? Oder ist es etwas anderes Objektives, in den Diamanten Liegendes, was ihren Wert bestimmt? Nähere Auskunft über diese Frage geben andere Stellen in den zahlreichen Schriften Petty's. „Wenn jemand eine Unze Silber aus der Erde Perus nach London bringen kann in derselben Zeit, welche er nötig hat, um einen Scheffel Getreide zu erzeugen, so ist das Eine der natürliche Preis (natural price) des Andern. Und ferner, wenn vermittelst neuer leichterer Minen ein Mann ebenso leicht zwei Unzen Silbers gewinnen kann, wie früher eine Unze, dann wird Getreide zu 10 Th. den Scheffel ebenso wohlfeil sein, wie früher zu 5 Th., vorausgesetzt, dass die übrigen Umstände gleich sind[2]).“

„Korn ist billiger, wenn ein Mann Korn für zehn produziert, als wenn er es nur für sechs kann . . . . Korn wird zweimal so teuer sein, wenn 200 Arbeiter (husbandmen) dasselbe Werk verrichten, was 100 thun könnten“[3]). Diese Stellen lassen keinen Zweifel, was Petty unter dem natürlichen Preis begreift; die Waren tauschen sich nach den respectiven auf ihre Produktion verwandten Arbeitsmengen aus, und das Mass, nach dem die Arbeitsmenge zu messen ist, ist die Arbeitszeit. Wir können hieraus schliessen, dass Petty auch bei den Diamanten als ihren „inneren“ Wert die zu ihrer Produktion verwandte Arbeitsmenge betrachtet. Nicht ebenso deutlich, weil mit der Frage der Grundrente verknüpft, zeigt folgen-

---

1) Vgl. W. L. Bevan: Sir William Petty, a study in english economic Litterature (Publications of the americain economic association, Vol. IX, No. 4), p. 63.

2) A treatise of taxes and contributions, p. 50 sq. Citiert wird hier nach „The economic writings of Sir William Petty. Etided by Ch. H. Hull, Cambridge 1899.“

3) l. c. p. 90.

der Passus die wahre Meinung Petty's: „Nimm an, ein Mann könnte mit seinen eigenen Händen einen gewissen Raum Landes mit Korn bebauen, d. h. er könnte graben, pflügen, eggen, jäten, mähen, das Korn einfahren, es dreschen und sichten, wie die Landwirtschaft es erfordert, und er hätte zugleich Samen, um von neuem zu säen. Ich sage nun, dass, wenn dieser Mann seine Aussaat von dem Ernteertrag abgezogen hätte und ebenso das, was er selbst verzehrt oder anderen in Austausch für Kleider und natürliche Bedürfnisse gegeben hätte, dass das übrige Korn die natürliche und wahre Bodenrente für dieses Jahr ist; und der Durchschnitt von 7 Jahren oder besser von so viel Jahren, als einen Cyklus ausmachen, in dem sich Mangel und Ueberfluss ausgleichen, die gewöhnliche Bodenrente in Korn ergiebt. — Aber eine weitere, verwandte Frage ist, wieviel englisches Geld ist diese Kornrente wert (worth)[1]? Ich antworte, so viel wie das Geld, das ein anderer einzelner Mann in derselben Zeit über seine unmittelbaren Ausgaben hinaus sich ersparen kann, wenn er allein alle Arbeit verrichtet. Nimm z. B. an, dass ein anderer Mann in ein Land reist, das Silber besitzt, es dort ausgräbt, wäscht, zu demselben Ort bringt, wo der andere Mann sein Korn baute, es münzt etc., dass dieser selbe Mann ebenfalls seine notwendigen Lebensbedürfnisse erhält etc.; so sage ich, das Silber des einen wird gleich hoch im Werte gelten, wie das Korn des andern (must be esteemed of equal value with the corn of the other). Wenn also das eine vielleicht 20 Unzen beträgt, das andere 20 Scheffel, so folgt, dass der Preis eines Scheffels dieses Korns eine Unze Silber ist[2]."

Während er so die relative Arbeitsmenge den Wert der Waren bestimmen lässt, leugnet er dabei jeden Unterschied zwischen den einzelnen Arten von Handarbeit in ihrem Einfluss auf den

---

1) Es sei hier darauf hingewiesen, dass Petty die Ausdrücke „value" und „worth" ganz unterschiedslos gebraucht. Bezeichnend dafür besonders folgende Stelle: „'Tis also probable, that the Housing of all the Cities and Market Towns are double in number of those of all London, though of no more worth. 'Tis also probable that the Housing without the cities and Towns are more in number than those within (London excepted), but of no more value." Verbum sapienti; T. I, p. 106. Ueberhaupt scheint uns Zuckerkandl Marx gegenüber im Recht zu sein, wenn er sagt, dass die englischen Oekonomen im 17. Jahrhundert keinen Unterschied zwischen „value" und „worth" gemacht haben; besonders trifft dies für Petty und Locke zu.

2) l. c. p. 43.

Wert. Ihm gilt vielmehr alle Arbeit gleich; mag die eine grössere Schwierigkeit oder Kunstfertigkeit erfordern als die andere, so werden doch in jedem Falle in gleicher Zeit gleiche Werte erzeugt.

Würde auch, so führt er im Anschluss an die letztcitierte Stelle aus, zur Minenarbeit mehr Kunstfertigkeit, Geschicklichkeit erfordert als zur Feldarbeit, so würden doch auf jeden Fall 100 Mann, die beim Kornbau 10 Jahre lang beschäftigt würden, denselben Reingewinn machen, wie 100 beim Minenbau 10 Jahre lang beschäftigte Männer.

In klassischer Weise hat dagegen Petty als die Quellen des Reichtums, d. h. der Summe aller Gebrauchswerte eines Landes die menschliche Arbeit und den Boden bezeichnet und hierfür den ausserordentlich plastischen Ausdruck gefunden: „Arbeit ist der Vater und das wirkende Prinzip des Reichtums und die Erde ist seine Mutter“ („Labour is the Father and active principle of Wealth, as Lands are the mother“)[1]. Da nun aber jedes Gut aus der Vereinigung von Arbeit und Erde hervorgeht, so kann auch nach Petty der Wert eines jeden Gutes mit einem bestimmten Masse von Land und einem bestimmten Masse von Arbeit bezeichnet werden „. . . . so dass wir z. B. sagen können, ein Schiff oder ein Kleid ist wert solch ein Mass Land und solch ein Mass Arbeit, da ja Schiffe sowie Kleider die Erzeugnisse des Bodens und menschlicher Arbeit sind[2].“ Mit diesem aus Land und Arbeit gemischten Wertmass ist aber Petty nicht zufrieden; er erklärt es vielmehr für „die wichtigste Aufgabe des politischen Oekonomen, eine Gleichheit und eine Gleichung (Par and Equation) zwischen Land und Arbeit herzustellen, so dass der Wert jeden Dinges durch eins von beiden ausgedrückt werden kann“[3]. Er wäre sehr froh, erklärt er an einer andern Stelle, eine natürliche Gleichheit (natural Par) zwischen Land und Arbeit zu finden, so dass wir den Wert durch eins von ihnen allein ebenso gut oder besser ausdrücken könnten, als durch beide, und eins auf das andere ebenso leicht und sicher reduzieren könnten, als wir Pence auf Pfund reduzieren. Als diese natürliche Gleichheit, als das allgemeine Wertmass aber erklärt er seltsamerweise nicht die Arbeit selbst, sondern den durchschnittlichen Nahrungsbedarf eines

1) l. c. p. 68.

2) l. c. p. 44.

3) The political anatomy of Ireland, l. c. p. 180 sq. Aehnlich in „A treatise etc.“, p. 44, 49.

erwachsenen Mannes. „Der durchschnittliche Nahrungsbedarf eines erwachsenen Mannes und nicht die Tagesarbeit (the days labour) ist das allgemeine Wertmass und scheint ebenso regelmässig und konstant zu sein als der Wert von feinem Silber. Eine Unze Silber z. B. ist in Peru gleichwertig einem durchschnittlichen Nahrungsbedarf, aber dieselbe Unze in Russland ist gleichwertig einem vierfachen durchschnittlichen Nahrungsbedarf, infolge der Fahrt und des Risikos beim Transport von Peru nach Russland[1].“ Unter dem durchschnittlichen Nahrungsbedarf eines Mannes versteht er den hundertsten Teil dessen, was 100 Männer von verschiedener Art und Grösse essen müssen, um leben, arbeiten und zeugen zu können. Ebenso ist der Einwand unstichhaltig, dass die verschiedenen Nahrungsmittel verschiedene Arbeitsmengen zu ihrer Produktion erheischen, da die am leichtesten gewonnene Nahrung der betreffenden Gegend angenommen wird.

Diese Gleichung wendet er auch an, um den Wert von Erfindungen zu messen und um mathematisch das Verhältnis von Nachfrage und Angebot in Kunstwerken auszudrücken. Wenn jemand z. B. 100 Tage dazu braucht, um eine landwirtschaftliche Maschine zu erfinden und herzustellen, und dann mit dieser Maschine in 900 Tagen doppelt so viel Land bestellen kann als ein anderer Mann ohne diese Maschine in 1000 Tagen, dann ist diese Erfindung eines Mannes ganze Lebensarbeit wert, weil ein Mann mit der neuen Erfindung so viel zu stande bringen kann, als zwei Mann ohne sie.

Zum Schluss sei noch auf die eigentümliche Art der Wertberechnung des Bodens eingegangen, die wir absichtlich bis zum Schluss der Betrachtung aufgeschoben haben, weil sie am wenigsten klar ist. Zweimal behandelt Petty diese Frage: einmal fragt er nach dem Wert des Grund und Bodens schlechthin und berechnet ihn nach der Zahl von Menschen, die er zu ernähren vermag. „Land von derselben Quantität und Qualität ist im allgemeinen in England vier- oder fünfmal so viel wert als in Irland; aber nur ein Drittel oder ein Viertel so viel als es in Holland wert ist; die Ursache ist, dass England vier- oder fünfmal besser bevölkert ist als Irland, aber nur ein Viertel so gut wie Holland[2]“. Den Wert

---

1) The political anatomy of Ireland, l. c. t. I, p. 181 sq.

2) Political Arithmetik, l. c. t. I, p. 286.

des Bodens nimmt er hier also abhängig an von der relativen Menge der Einwohner oder mit anderen Worten vom Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Ein andermal sucht er den natürlichen Wert eines Landbesitzes in sehr origineller Weise durch eine bestimmte Anzahl von Jahresernten festzustellen. Das betreffende Landgut kann nicht eine unbeschränkte Zahl von Jahresernten wert sein, weil dann ein Acker Landes im Werte gleich sein würde tausend Aeckern von demselben Lande. Deshalb nimmt er eine solche Zahl von Jahresernten an, als drei Personen, ein Grossvater von 50 Jahren, ein Vater von 28 Jahren und ein Kind von 7 Jahren durchschnittlich leben werden. Dies sind nach den Mortalitätsgesetzen Graunt's 21 Jahre; 21 Jahresernten sind demnach der ungefähre natürliche Wert eines Landgutes[1]).

In einigen Punkten weiter ausgebildet und schärfer formuliert ist die Wert- und Preistheorie bei dem auch als ökonomischer Schriftsteller vielfach hervorgetretenen Philosophen John Locke[2]). Seine Werttheorie ist eng verknüpft mit seiner rechtsphilosophischen Begründung der Entstehung des Privateigentums; Privateigentum erwerben die Menschen an den Dingen, weil und soweit sie dieselben durch ihre Arbeit von der Erde gleichsam losmachten und mit ihrer Arbeit verschmolzen[3]). Dies ist auch nicht so auffallend, wie es auf den ersten Blick scheinen kann; denn es ist die Arbeit in der That, welche jeder Sache ihren verschiedenen Wert (value) giebt. „Ich denke, es wird eine sehr mässige Schätzung sein, dass von den für das menschliche Leben nützlichen Bodenprodukten $^{9}/_{10}$ Arbeitsresultate sind; ja wollen wir die Dinge richtig würdigen, so wie sie in unsern Gebrauch kommen, und berechnen die verschiedenen Ausgaben, was rein der Natur und was der Arbeit gedankt wird, so werden wir finden, dass in den meisten Fällen 99% völlig auf Conto der Arbeit kommen." „Was Brot mehr wert (worth) ist als Eicheln, Wein mehr als Wasser, Tuch oder Seidenzeug mehr als Blätter, Häute oder Moos, das ist völlig der Arbeit und Industrie zuzuschreiben[4])."

1) A treatise etc. l. c. t. I, p. 45.

2) Nach Roscher „der früheste grosse Systematiker der Volkswirtschaftslehre". Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1851, S. 93.

3) Of civil government § 27, p. 196. Citiert wird hier nach der 7. Ausgabe von Locke: Two treatises of government vom Jahre 1772.

4) l. c. §§ 40, 43.

Zweifelhaft bleibt aber hier völlig, ob Locke unter der durch die Arbeit bewirkten Werterhöhung den erhöhten Gebrauchswert oder den erhöhten Tauschwert versteht.

Aufschluss darüber giebt uns seine Preistheorie, die schon sehr entwickelt ist. „Alle Dinge, die gekauft und verkauft werden, steigen und fallen in ihrem Preise im Verhältnis, als mehr Käufer oder Verkäufer da sind. Wenn eine grosse Menge Verkäufer wenigen Käufern gegenübersteht, so wird unbedingt (use what art you will) der zu verkaufende Gegenstand billiger werden. Umgekehrt, stelle einer grossen Zahl Käufer wenige Verkäufer gegenüber und derselbe Gegenstand wird sofort teuer werden. Das Gesetz gilt für den Boden ebenso wie für alle andern Waren[1].“ „Der Wert einer Sache mit sich selbst oder mit einem festen Masse (standing measure) verglichen ist um so grösser, je geringer ihre Quantität ist im Verhältnis zum Absatz (vent); wenn man sie aber mit einer andern Sache vergleicht oder vertauscht, so muss auch deren Menge und Absatz bei der Berechnung ihres beiderseitigen Wertes berücksichtigt werden.“ Hiernach ist es allein das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, welches den Wert oder Preis der Dinge nach Locke bestimmt, und er erklärt dies auch ausdrücklich. Will man also Locke nicht in Widerspruch mit sich selbst setzen, so muss man auch jene oben citierte Stelle aus „Of civil government“ nur so auffassen, dass der Gebrauchswert einer Sache, der für ihn identisch ist mit ihrer Nützlichkeit, grösstenteils der Arbeit zu danken sei. Dass Locke auch den Tauschwert einer Sache aus der Arbeit herleite, dürfte demnach auf einem Irrtum beruhen.

Auch Locke beschäftigt sich mit dem Problem des „natürlichen inneren Werts“ (natural intrinsic value) des Bodens und der andern Waren. Jener hängt einzig und allein von seinem unter gleichen Umständen gewonnenen Ertrag an Produkten ab; der von einem Stück Land gezogene Gewinn aber wird durchaus von der geographischen Lage desselben bestimmt. Im übrigen definiert er den natürlichen inneren Wert als die Fähigkeit einer Sache, der Notdurft oder der Annehmlichkeit des menschlichen Lebens zu dienen, leugnet aber entschieden, dass irgend eine Sache einen solchen inneren Wert habe, um eine bestimmte Menge derselben

1) l. c. p. 245.

unwandelbar einer bestimmten Menge von einer andern Sache gleichwert zu machen[1]), und dass die Veränderungen im Marktwert (marketable value) einer Ware von Veränderungen in ihrem inneren Werte herrührten. Vielmehr könne das Vorhandensein, die Vermehrung oder Verminderung einer guten Eigenschaft in einer Ware den Preis derselben nur insofern erhöhen oder erniedrigen, als dadurch Quantität oder Absatz, im Verhältnis zu einander, grösser oder kleiner werden. Dagegen giebt er zu, dass der Absatz jeder Ware von ihrer Notwendigkeit oder Nützlichkeit nach der Meinung der Menschen abhängt. Als Beispiel dieser Regel führt Locke schon das Wasser an, das unentbehrlich ist, aber nur da einen Wert erlangt, wo seine Menge der Konsumtion gegenüber sehr gering geworden ist.

Mit einigen Worten müssen wir hier auch der Philosophen Berkeley und Hume gedenken, die sich beide in kürzeren Schriften mit ökonomischen Gegenständen befasst haben. Die vier Elemente und die menschliche Arbeit, erklärt Berkeley, sind die wahre Quelle des Reichtums[2]). „Wäre es nicht unrichtig, anzunehmen, der Boden selbst sei schon Reichtum? Und muss nicht die Arbeit des Volkes zuerst betrachtet werden als das, was den Reichtum schafft, was selbst Boden und Silber erst zu Werten macht, die beide nur Wert haben, insofern sie Mittel und Triebfeder (means and motions) zur Arbeit sind[3])?“ Hingegen ist nach ihm der Wert oder Preis der Dinge direkt proportional der Nachfrage und umgekehrt proportional dem Angebot[4]). Nach David Hume ist Arbeit die Quelle des Wohlstandes und der Macht und bilden Menschen und Waren die wahre und eigentliche Stärke eines jeder bürgerlichen Gesellschaft[5]), welch' letztere Bemerkung man sehr gut als einen Vorläufer des Marx'schen Satzes betrachten kann, dass der Reichtum der modernen Gesellschaft als eine ungeheure Warensammlung erscheine. Eine Preistheorie hat Hume nicht aufgestellt, er meint nur, dass der Preis der Waren wesentlich mit abhänge vom Preise der Arbeit[6]).

1) l. c. p. 247.

2) The Querist, London 1751, Qu. 4.

3) l. c. Qu. 38.

4) Whether the Value or Price of Things, be not a compounded Proportion, directly as the Demand and reciprocaly as the Plenty? l. c. Qu. 24.

5) Nationalökon. Abhdl., deutsch von H. Niedermüller, Leipzig 1877, S. 31.

6) a. a. O. S. 19.

Von viel grösserer Bedeutung für unsere Materie ist der als Vorläufer der Physiokraten zu betrachtende Richard Cantillon, der seinerseits wieder unzweifelhaft in hohem Masse von William Petty beeinflusst ist.

Sein „Essai sur la Nature du Commerce en Général" (London 1755), worin er zunächst die Rolle der verschiedenen Produktionsfaktoren analysiert, beginnt mit dem Satze: „Die Erde ist die Quelle oder der Stoff, woraus man den Reichtum gewinnt; die menschliche Arbeit ist die Form, die ihn erzeugt: und der Reichtum selbst besteht in nichts Anderem als Nahrung, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Die Erde liefert Gras, Wurzeln, Körner, Flachs, Baumwolle, Hanf, Bäume und Hölzer von verschiedener Art, mit Früchten, Rinden und Blättern verschiedener Art, wie die der Maulbeerbäume für die Seidenwürmer; sie liefert Erze und Mineralien. Die menschliche Arbeit giebt allem dem die Form des Reichtums[1])". Ganz ähnlich sagt er p. 39: „Die Erde ist der Stoff und die Arbeit die Form aller Lebensmittel und Waren." Noch mehr zeigt sich Cantillon von Petty beeinflusst bei seiner Preis- und Werttheorie. Ganz wie dieser erklärt er, dass der Preis und der innere oder wirkliche Wert (valeur intrinsèque ou réelle) einer Sache entspräche dem Masse von Land und Arbeit, welches in die Produktion eingeht (qui entre dans la production). Doch ist hierbei keineswegs ein Stück Land gleich jedem anderen von gleicher Quantität und eine Arbeit, gleich jeder andern, von gleicher Quantität; vielmehr ist sowohl beim Boden wie bei der Arbeit die verschiedene Qualität in Rücksicht zu ziehen[2]). Uebrigens gilt dies nach Cantillon für die Edelmetalle ebenso wie für alle anderen Waren. „Der wirkliche und innere Wert der Metalle, wie der aller Dinge, ist proportional der Erde und der Arbeit, die zu ihrer Produktion notwendig sind[3])". Erde und Arbeit sind nach Cantillon die dauernden Bestimmungsgründe des Wertes der Dinge, ihr Marktpreis jedoch stimmt selten oder nie mit diesem „inneren" Werte überein.

„Es giebt keine Veränderung im inneren Werte der Dinge; aber die Unmöglichkeit, die Produktion und Konsumtion der Waren

1) l. c. p. 1. „Le travail de l'Homme donne la forme de richesse à tout cela."

2) „Le prix ou la valeur intrinsèque d'une chose, est la mesure de la quantité de terre et du travail, qui entre dans sa production en égard à la bonté ou produit de la terre et à la qualité du travail." p. 36.

3) l. c. p. 127.

und Nahrungsmittel (marchandises et denrées) in einem Staate in Proportion zu setzen, verursacht eine tägliche Veränderung und beständiges Steigen und Sinken der Marktpreise[1]". Wenn Cantillon hier sagt, es gäbe keine Veränderung im inneren Wert der Dinge, so ist das natürlich nur ein schiefer Ausdruck; er will sagen, alle Veränderungen im Marktpreise einer Sache lassen ihren inneren Wert (Land und Arbeit) unberührt, der sich vielmehr nur ändert in dem Masse, als mehr oder weniger Arbeit und Land zu ihrer Produktion erforderlich ist. — Wie Petty, vermag aber auch Cantillon bei der Bestimmung des Wertes einer Sache durch Boden und Arbeit gemeinsam nicht stehen zu bleiben; auch er forscht nach einer Gleichheit oder nach einem Verhältnis des Wertes der Erde zum Werte der Arbeit[2]) (pair ou rapport de la valeur de la terre à la valeur du travail). Petty's Lösungsversuch lehnt er indes ausdrücklich ab, indem er seine Untersuchung als „bisarre et éloignée des règles de la nature" bezeichnet. Nach Cantillon ist die Arbeit des niedrigsten erwachsenen Tagelöhners (du plus vil Esclave) gleichwertig und entspricht der Menge Landes, die der Eigentümer gezwungen ist, für seine Ernährung und notwendigen Bedürfnisse anzuwenden. Wenn für den nötigen Ersatz von Arbeitskräften gesorgt werden soll, so dass mindestens zwei Kinder das arbeitsfähige Alter erreichen, so muss das Verdienst des Tagelöhners noch ausreichen, um vier Kinder aufzuziehen, da nach Halley's Berechnung die Hälfte der Kinder vor dem 17. Jahre stirbt, also bevor sie arbeitsfähig werden. Die Arbeit der Ehefrau, nimmt Cantillon hierbei an, reicht gerade aus, um sie selbst zu ernähren. Es folgt hieraus, dass die Arbeit eines solchen Tagelöhners doppelt so viel wert sein muss als die Bodenprodukte, von denen er lebt[3]).

Indem nun Cantillon den Wert der Bodenprodukte mit dem Bodenwert selbst identifiziert, schliesst er, dass der Wert der Arbeit eines solchen Tagelöhners gleichwertig sei dem Werte des Bodens, der genüge, um ihn und seine Familie zu ernähren und fortzupflanzen. „Man sieht", bemerkt er, „dass der Wert der Tagelöhnerarbeit in Beziehung steht zum Produkt der Erde und dass der innere Wert einer Sache gemessen werden kann durch die Menge Boden, die zu ihrer Produktion verwandt wird, und durch die Menge Arbeit, die

1) l. c. p. 38.

2) l. c. p. 49—55.

3) Vgl. hierzu auch Smith: Wealth of Nations, Ch. VIII.

in sie eingeht, dass heisst nochmals durch die Menge Boden, dessen Produkt man denjenigen zuweist, die die Arbeit geleistet haben [1]." Man kann aber nicht bestimmen, einer wie grossen Menge Boden die Arbeit eines Tagelöhners an Wert gleich ist, da dies in den verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. Auf besserem Boden wird die Arbeit einer kleineren, auf schlechterem Boden einer grösseren Menge Landes an Wert gleich sein. Ob Cantillon die Lösung des gesetzten Problems indes besser gelungen sei, als William Petty, wird hiernach wohl nicht zweifelhaft sein können. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, dass er zwei grobe Verwechselungen begeht, einmal, indem er den Wert oder Preis der Arbeit mit dem Wert der durch diese Arbeit erzeugten Produkte identifiziert, und zweitens, indem er den Wert der Bodenprodukte dem Bodenwerte gleichsetzt. Vielmehr ist das ganze Problem einer Lösung überhaupt unfähig, weil es von ganz falschen, der Wirklichkeit nicht entsprechenden Voraussetzungen ausgeht.

Mannigfache Berührungspunkte mit Petty und Cantillon hat William Harris. Auch er betrachtet Land und Arbeit zusammen als die Quellen des Reichtums. „Ohne eine Mitwirkung von Land würde es keinen Lebensunterhalt geben, und nur einen sehr ärmlichen und unbehaglichen, ohne Arbeit. So dass Wohlstand oder Reichtum besteht entweder in einem Eigentum an Land oder an den Produkten von Land und Arbeit [2]." Die verhältnismässigen Werte von Land und Produkten differieren ausserordentlich in den verschiedenen Ländern; je nachdem der Boden mehr oder weniger fruchtbar und die Einwohner mehr oder weniger fleissig und geschickt sind. Was den Tauschwert (intrinsic value or prime cost) der Dinge betrifft, so betont Harris zum ersten Male ausdrücklich, dass er sich nicht richtet nach ihrem wirklichen Nutzen bei Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, sondern vielmehr in Proportion steht zu dem Boden, der Arbeit und Geschicklichkeit, die zu ihrer Produktion erforderlich sind. „Gemäss dieser Proportion ungefähr ist es, dass Dinge oder Waren gegeneinander ausgetauscht werden; und durch die genannte

1) l. c. p. 53.

2) „Without a competence of land, there would be no subsistance; and but a very poor and uncomfortable one, without labour. So that wealth or riches consist either in a propriety in land, or in the products of land and labour." An Essay upon Money and Coins, London 1759, p. 2.

Scala werden die inneren Werte der meisten Dinge hauptsächlich geschätzt.“ Als Beispiel erwähnt Harris u. a. das Wasser, das einen hohen Grad von Nützlichkeit besitzt, aber keinen Tauschwert (great use but no value), und als Gegenstück die Diamanten, die einen geringen Grad von Nützlichkeit, aber grossen Tauschwert besitzen. Während so Harris zunächst die Austauschverhältnisse der Waren sich nach den zu ihrer Produktion verwandten relativen Mengen von Land, Arbeit und Geschicklichkeit richten lässt, konstatiert er ein paar Seiten später, dass Arbeit bei den meisten Produkten den grössten Wertteil ausmache und dass demgemäss der Wert der Arbeit als der Hauptmassstab angesehen werden müsse, der die Werte aller Waren reguliere[1]. „Die verschiedenen Bedürfnisse und Neigungen der Menschen zwingen sie, ihre eigenen Waren zu verkaufen in einem Verhältnis, das der Arbeit und Geschicklichkeit entspricht, die auf diejenigen Dinge, die sie umzutauschen wünschen, verwandt worden sind[2].“ Dessenungeachtet sucht er aber weiterhin genau wie Petty und Cantillon nach einem Verhältnis des Wertes der Arbeit zum Wert des Bodens und findet es, indem er genau wie Cantillon die Quantität von Land, die ausreicht, um einen gewöhnlichen Arbeiter zu unterhalten, im Werte gleichsetzt der Arbeit des gewöhnlichen Arbeiters. „. . . Die Menge Landes, die einen Arbeiter unterhält, wird sein Lohn; und dieser Lohn wieder wird der Wert des Landes[1].“ Auch er leugnet nicht, dass dies Verhältnis im Wert von Land und Arbeit überall in der Welt verschieden ist, was sowohl von der verschiedenen Güte des Bodens als auch von den verschiedenen Löhnen der Landarbeiter komme. Demnach sei im allgemeinen da, wo die Arbeit sehr billig sei, auch das Land billig, „da die Armen, infolge ihrer Zahl, die hauptsächlichsten Konsumenten der Rohprodukte der Erde sind“. Der Preis der Arbeit ist, wie er hier ausdrücklich betont, mit abhängig von der Qualität von Lebensmitteln und Kleidung, die der Arbeiter verbraucht[3].

Indem Harris so die Arbeit oder den Wert der Arbeit, welche Begriffe er synonym gebraucht, als Wertregulator annimmt, verkennt er indes keineswegs die Schwierigkeit, die sich dadurch er-

1) l. c. p. 9.
2) l. c. p. 9.
3) l. c. p. 11.

hebt, dass es die verschiedensten Arbeitsqualitäten giebt und dass dem entsprechend der Wert der Arbeit in den verschiedenen Fällen sehr bedeutend differiert. Je nach den Lern- und Aufzugskosten, nach dem Risiko, nach der Geschicklichkeit werden die Arbeiter verschieden entlohnt, die Mechaniker z. B. verdienen mehr als die gewöhnlichen Arbeiter u. s. w. „Und so haben die Preise der verschiedenen Arten von Arbeit beträchtliche, in ihrer Natur begründete Unterschiede: Aber die Löhne der niedrigen Klasse, wozu sowohl die gewöhnlichen Industrie- als die gewöhnlichen Landarbeiter gehören, scheinen der beste und letzte Massstab zu sein, der die Werte aller Waren reguliert.“ Und an einer anderen Stelle: „Obwohl wir mit Geld rechnen, so sind doch Arbeit und Geschicklichkeit der hauptsächlichste Masstab, durch den die Werte aller oder der meisten Dinge schliesslich bestimmt werden[1].“ Aus alledem ergiebt sich nur das Eine völlig klar, dass auch Harris, ähnlich wie schon Cantillon, sich jede Möglichkeit einer richtigen Erkenntnis des Wertproblems durch die Gleichsetzung von „Wert der Arbeit“ und „Menge der zur Produktion einer Ware erforderlichen Arbeit“ verschlossen hat. Aus der Konfusion, die hieraus entstand und der auch Smith nicht entging, hat erst Ricardo die politische Oekonomie befreit.

Streng getrennt vom Werte, d. h. Tauschwert der Ware, behandelt Harris den Preis der Ware. Dieser unterscheidet sich vom Werte dadurch, dass er die Abweichungen des Austauschverhältnisses einer Ware von ihrem natürlichen, durch die Arbeit bezw. den Arbeitslohn regulierten Austauschverhältnis, eben von ihrem inneren Wert darstellt. Diese Abweichungen hängen ab vom Verhältnis der Nachfrage nach einer Ware zu ihrer vorhandenen Quantität. „Eine schnellere oder langsamere Nachfrage nach einer besonderen Ware wird häufig ihren Preis heben oder senken, obwohl keine Aenderung in ihrem inneren Wert oder Hauptkosten (intrinsic value or prime cost) eingetreten ist . . . . Das Verhältnis von Käufern zu Verkäufern, oder die Nachfrage nach einer besonderen Ware im Verhältnis zu ihrer Menge wird immer einen Einfluss auf den Markt haben. Ebenso kann der innere Wert erhöht werden, obgleich ihre Qualität verschlechtert ist (debased); wie z. B. ein Scheffel muffigen Getreides zu einer Jahreszeit viel mehr wert (worth)

---

1) „Though we reckon by money, yet labour and skill are the main standards by which values of all or most things are ultimatily ascertained.“ l. c. p. 41.

sein kann, als die gleiche Menge guten Getreides zu einer andern[1])". Als Ursachen, die das Verhältnis von Nachfrage und Menge einer Ware und damit ihren Preis alterieren, giebt er an anderer Stelle als natürliche an: Mangel und Fülle (dearth, plenty) etc.; als künstliche: Steuern, Modewechsel etc.[2]). Die natürlichen und häufigen Aenderungen im Preise vieler Waren entstehen aus ihrer grösseren Fülle oder Seltenheit, im Verhältnis zur Nachfrage nach ihnen[3])".

Wir gehen jetzt in der Darstellung über zu dem grossen Antipoden von Adam Smith, „dem ersten Briten, der das Gesamtsystem der bürgerlichen Oekonomie bearbeitet hat[4])", zu James Steuart, dessen Werk: „An Inquiry into the principles of political economy being an essay on the science of domestic policy in free nations" zuerst 1767 in London, also 9 Jahr vor Smith's Hauptwerk erschien. Wie die seiner Vorgänger, so sind auch seine Ansichten über den Wert der Ware sehr widerspruchsvoll. Er unterscheidet zwischen „intrinsic worth" und „useful value". „Bei diesen Sachen (d. h. Waren) muss man auf zweierlei Umstände Acht geben: 1) auf ihre einfache Substanz oder das Produkt der Natur (natürliches Material); 2) auf ihre Modifikation, das heisst, auf die darauf verwandte Arbeit des Menschen. Jenes nenne ich den inneren Wert (intrinsic worth), dieses den Gebrauchswert (useful value) . . . . . Der Wert der Modifikation ist nach Massgabe der dazu erforderlich gewesenen Arbeit zu schätzen[5])." Und weiter: „The intrinsic value, therefore, is constantly something real in itself: the labor employed in the modification represents a portion of a man's time, which having been usefully employed, has given a form to some substance which has rendered it useful, ornamental, or in short, fit for man, mediately or immediately[6])". Mit unzweideutiger Klarheit geht aus diesen Sätzen hervor, dass Steuart den Gebrauchswert der Waren als Produkt der Natur und der menschlichen Arbeit betrachtet, ihren Tauschwert hingegen nicht nur aus der auf sie verwandten Arbeit

1) l. c. p. 5 sq.

2) l. c. p. 75.

3) l. c. p. 77.

4) Karl Marx: Zur Kritik der polit. Oekonomie. Stuttgart 1897, S. 40.

5) l. c. t. II, p. 130. Citiert wird hier nach der englischen Ausgabe des Werks, die 1796 in Basel erschien.

6) l. c. t. I, p. 131.

ableitet, sondern auch nach derselben misst und zwar direkt die Arbeitszeit als Wertmass bezeichnet. Später indes setzt er den Wert der Manufakturwaren zusammen erstens aus der zu ihrer Herstellung erforderten Arbeitszeit, zweitens aus dem Arbeitslohn und drittens aus dem Wert der verarbeiteten Rohmaterialien. „Sobald diese drei Dinge bekannt sind, ist der Preis der Manufakturwaren bestimmt. Er kann nicht geringer sein als die Summe dieser drei Dinge zusammen genommen, das ist als der reale Wert (real value); was über diesen Preis ist, macht den Profit des Fabrikanten aus; dieser Profit wird stets mit der Nachfrage in Proportion sein und daher, nach Massgabe der Umstände, hin und her schwanken[1]). Der scharfe Widerspruch, in den Steuart hier verfällt, resultiert unseres Erachtens aus zwei Ursachen: einmal war ihm doch nicht ganz klar, dass die Natur oder die Erde mit der Schaffung des Tauschwerts als solchem nichts zu thun hat, daher er die Rohmaterialien als Bestandteile des Werts der Waren anführt; zum zweiten aber verstand er nicht das Verhältnis von Arbeitslohn und Profit, weshalb er jenen gleichfalls als einen Komponenten des Warenwerts anführt, diesen aber nicht anders zu erklären weiss, als indem er ihn aus der Veräusserung ableitet und ihn somit als Zuschlag des Fabrikanten zu den Einkaufspreisen der Produkte betrachtet.

Wir haben hier zum ersten Mal, allerdings in widerspruchsvoller Fassung, die sogenannte „Produktionskostentheorie“ vor uns, die dann zunächst von Smith weiter ausgebildet wurde. Bezeichnend für Steuart's theoretische Unklarheit ist auch die Thatsache, dass er den Wert aller Industrieprodukte in Beziehung setzt zum Preise der Lebensmittel, also zum Preise der Arbeit.

Nahezu erschöpfend jedoch hat Steuart die Preistheorie behandelt, für die er auch eine ganz neue Terminologie einführt. Er betrachtet zuerst die Nachfrage (demand), die entweder einfach oder zusammengesetzt ist (simple or compound). Einfache Nachfrage ist eine solche, wo für jede auf dem Markt befindliche Ware ein Nachfragender vorhanden ist; zusammengesetzte oder hohe eine solche, wo für jede auf dem Markt befindliche Ware mehrere Nachfragende vorhanden sind, so dass sie eine Konkurrenz (competition) hervorbringen. Wenn keine Konkurrenz zwischen den

1) l. c. t. I, p. 243.
2) l. c. t. II, p. 290.

Käufern besteht, kann man also sagen, dass die Nachfrage nur einfach ist, es mag im übrigen die Zahl der Käufer und die Quantität der gesuchten Ware so gross sein, wie sie will. Nachfrage bezieht Steuart auf beide Seiten, bald auf Käufer, bald auf Verkäufer: „Wenn demnach bei dem Tauschkontrakte die Nachfrage auf einer Seite einfach und auf der andern zusammengesetzt ist, so führt diejenige, die zusammengesetzt ist, beständig den Namen der Nachfrage, die andere nicht.“[1]) In anderer Weise fasst er seine Ansichten so zusammen: „Die Nachfrage ist entweder gross oder klein; gross, wenn die verlangte Quantität gross ist, klein, wenn die verlangte Quantität klein ist. Die Nachfrage steht entweder hoch oder niedrig; hoch, wenn die Konkurrenz zwischen den Käufern gross ist, niedrig, wenn die Konkurrenz zwischen den Verkäufern gross ist. Aus dieser Definition ist zu schliessen, dass die Folge einer grossen Nachfrage ein grosser Verkauf ist und die Folge einer hohen Nachfrage ein hoher Preis.“ Ist die Nachfrage regelmässig dann ist sie gewöhnlich nur einfach; ist sie aber unregelmässig und unerwartet, oder stockt die gewöhnliche Versorgung mit der verlangten Ware, so entsteht eine Konkurrenz zwischen den Käufern bezw. Verkäufern, die den gewöhnlichen Preis erhöht bezw. erniedrigt. Mit Recht macht Steuart hierbei einen Unterschied zwischen den notwendigen Lebensbedürfnissen und zwischen den Luxuswaren. Bei jenen wird die Nachfrage bei gegebenen Bedürfnissen sich stets in gleicher Stärke geltend machen und also bei mangelnder Versorgung die Preise leicht sehr hoch in die Höhe treiben. Bei diesen wird sich gegebenen Falls die Nachfrage verringern und die Preise werden weniger steigen. Zu bemerken ist noch, dass Steuart bei diesen Ausführungen unter Nachfrage stets die wirksame Nachfrage (effective demand) versteht.

Was nun die Konkurrenz betrifft, so giebt es auch hier einfache und doppelte. Einfach ist die Konkurrenz, wenn sie auf der einen Seite des Kontrakts stärker ist als auf der andern, sie ist also das, was vorher mit zusammengesetzter Nachfrage bezeichnet wurde. Eine doppelte Konkurrenz hingegen liegt vor, wenn die Konkurrenz in einem gewissen Grade auf beiden Seiten des Kontrakts zugleich Platz greift oder wechselweise von einer Seite zur andern schwankt. Sie schränkt die Preise auf den adäquaten Wert der Waren ein[1]).

---

[1]) l. c. t. I, p. 260.

„Die doppelte Konkurrenz können wir fast bei jedem Handelsgeschäft wahrnehmen, sie ist dasjenige, was dem übermässigen Steigen und Fallen der Preise vorbeugt[1].“ Konkurrenz ist also nach Steuart bei jedem Kauf bezw. Verkauf stets auf beiden Seiten vorhanden, nur äussert sie sich im einen Fall auf der einen Seite viel stärker als auf der andern, im andern Fall dagegen auf beiden Seiten gleich stark, wodurch ihre Wirkung paralysiert wird. In der Wirklichkeit sind indes diese beiden Fälle gar nicht streng zu trennen. Sie stellen vielmehr nur verschiedene Stadien desselben Aktes vor. Der erste Fall (einfache Konkurrenz) wird sich dann ergeben, wenn plötzliche, rasche Wechsel in der Nachfrage bezw. der Versorgung eintreten, z. B. ganz besonders auf Seiten der Käufer bei Stockung in der Versorgung mit Lebensmitteln etc.; er kann aber nur ganz vorübergehend bestehen, denn sofort wird der zweite Fall (doppelte Konkurrenz) in Wirkung treten und durch die auf beiden Seiten entstehende Konkurrenz die Tendenz haben, die Preise auf ihren gewöhnlichen Stand zu bringen. Der erste Fall dürfte also, wenn wir einen derartigen Vorgang betrachten, eine sehr enge zeitliche Beschränkung erfahren.

Dies sind im wesentlichen die Ansichten James Steuart's über Wert und Preis. Dass alle die ökonomischen Bedingungen, auf denen die Wert- und Preisgesetze beruhen, nicht ewige, unwandelbare, sondern relative, historische sind, ist ihm keineswegs entgangen. Sie sind gegründet auf den Bedingungen des Tauschs, des Warencharakters der Güter, der seinerseits die Arbeitsteilung zu seiner Voraussetzung habe. Es sei aber eine Wirtschaftsverfassung denkbar und habe thatsächlich bestanden, wo ein jeder sich mit den Lebensnotwendigkeiten durch eigne Arbeit versorgt habe, wo kein Tausch und daher kein bestimmter Preis bestand.

II. Kapitel.

Von **Adam Smith** bis **David Ricardo**.

Das grosse Werk Steuart's hätte gewiss grössere und verdiente Beachtung gefunden und würde auch heute mehr gewürdigt sein, wenn es nicht wenige Jahre nach seinem Erscheinen durch

2) Ibid. p. 261.

das Werk von Adam Smith in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt worden wäre, wozu namentlich der allmähliche Umschwung von der merkantilistischen Politik der grossen Staaten zu einer freihändlerischen Praxis beitrug. Unzweifelhaft ist aber James Steuart von grossem Einfluss auf Adam Smith gewesen, schon frühzeitig wurde diesem sogar vorgeworfen, dass er „den grossen James Steuart aufs eifrigste benutzt, aber undankbar genug, nie zitiert habe"[1]. Was indes die hier in Betracht kommenden Fragen betrifft, so dürfte feststehen, dass A. Smith wesentliche Fortschritte in ihrer theoretischen Erkenntnis sowohl wie in ihrer präciseren Fassung und Terminologie gemacht hat. Bedeutende Widersprüche fehlen freilich auch bei ihm nicht. Er beginnt mit der Proklamierung der Gesamtarbeit einer Nation als Quelle all ihres Reichtums und mit der Verherrlichung der Arbeitsteilung als des wesentlichsten Fortschritts in der Produktivität der Arbeit durch Erzielung der denkbar grössten Geschicklichkeit und Gewandheit in den kleinen Teilfunktionen. So einseitig diese seine Auffassung, so ist er doch der erste, der förmlich und ausdrücklich bei der Betrachtung der Dinge an ihnen zwei Seiten scharf unterschied: den Gebrauchswert (value in use), der bei ihm identisch mit Nützlichkeit (utility), und den Tauschwert (value in exchange), der die Fähigkeit des Dinges, andere Güter zu erlangen (the power of purchasing other goods), anzeigt. Wie andere, z. B. schon Harris vor ihm, nimmt auch er zur Illustration die Beispiele des Wassers und des Diamanten, wobei er den Fehler begeht, zwischen „vernünftigem" und „unvernünftigem" Gebrauchswert zu unterscheiden.

Was ist nun das Wesen des Tauschwerts, wodurch wird er bestimmt? „Der wirkliche Preis[2]) jedes Dinges, das, was jedes Ding demjenigen, der es zu erwerben wünscht, wirklich kostet, ist die Mühe und Schwierigkeit der Erwerbung (The toil and trouble of acquiring it). Was jedes Ding für den Mann, der es erworben hat und es zu veräussern wünscht oder für etwas anderes zu vertauschen wünscht, in Wirklichkeit wert ist (is really worth), ist die Mühe und Beschwerlichkeit, die es ihm ersparen und auf andere Leute abwälzen kann"[3]).

1) Vergl. Daniel Wakefield: An Essay upon Political Economy, London 1804.

2) „Wirklicher Preis" (real price) ist bei Smith synonym mit „Tauschwert" (exchangeable value).

3) l. c. p. 13, Ch. V.

Trotzdem aber hat man nach Smith bei Untersuchung des Tauschwerts zwei Geschichtsperioden streng voneinander zu trennen: den ursprünglichen Zustand der Dinge, welcher der Aneignung des Bodens und der Anhäufung von Kapital verangeht (that original state of things, which preceds both the appropriation of land and the accumulation of stock); und den gegenwärtigen Zustand, wo diese Bedingungen vorliegen. In jenem Urzustand, wo der ganze Arbeitsertrag dem Arbeiter gehörte, und er ihn weder mit einem Grundherrn (landlord) noch mit einem Arbeitgeber (master) zu teilen hatte, wurden alle durch gleiche Arbeitsquantitäten geschaffenen Produkte natürlicherweise gegeneinander vertauscht[1]. Arbeit ist hier die Quelle, und Arbeitszeit der Massstab des Tauschwerts, wobei allerdings die verschiedene Schwierigkeit der Arbeit, die verschiedenen Grade von Geschicklichkeit und Scharfsinn, die zu ihr erforderlich sind, in Betracht zu ziehen sind. Wegen der Achtung, in der solche Talente stünden, werde dem, was durch dieselben geschaffen werde, ein höherer Wert beigelegt, als ihm bei einer blossen Berechnung der darauf verwandten Zeit gebühren würde. Die hier entstehende Schwierigkeit sucht Smith zu beseitigen, indem er ausführt, dass der höhere Wert der Erzeugnisse dieser Talente nicht mehr als ein billiger Ersatz für die zu ihrer Erwerbung erforderte Zeit und Mühe sei.

In alledem tritt eine völlige Aenderung ein mit der Aneignung des Landes und der Anhäufung vom Kapital. Jetzt erhält der Arbeiter nicht mehr den ganzen Ertrag seiner Arbeit, sondern er muss ihn mit anderen teilen; zunächst mit dem Kapitalisten, seinem Anwender (which employs him). Dieser muss einen Profit erzielen, und daher kann die zur Erwerbung oder Erzeugung einer Ware aufgewendete Arbeitsmenge nicht mehr das einzige Element zur Bestimmung des Tauschwerts der Ware sein, „vielmal muss offenbar noch etwas mehr gegeben werden, zur Gewährung des Gewinnes für das in Arbeitslöhnen und Rohstoffen vorgeschossene Kapital“. Ein drittes Element des Preises der meisten Waren bildet schliesslich die Bodenrente der Grundherren, „die ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben“. Arbeitslohn, Profit und Grundrente bilden so die drei Bestandteile (component parts) des Preises der meisten Waren; trotzdem aber bleibt

---

1) Wealth of Nations. Edited by Mc Culloch, Edinburgh 1872, p. 22, 29.

die Arbeit der Massstab des realen Werts (real value) aller drei Bestandteile, d. h. die Arbeit, welche jeder von ihnen zu kaufen oder zu gewähren vermag (which they can, eath of them purchase or command).

Die Fehlerquelle, aus der diese ganze Konfusion Smith's hervorgeht, hat später Ricardo mit Scharfsinn nachgewiesen, wir brauchen also an dieser Stelle nicht darauf einzugehen. Jedenfalls giebt Smith es auf, für die bürgerliche Gesellschaft überhaupt einen letzten Bestimmgrund des Wertes aufzufinden; denn wenn er die Arbeitsmenge, die eine Ware zu kaufen im Stande ist, als einzigen Massstab ihres Tauschwerts hinstellt, so ist damit eine Erklärung weder der Thatsache noch der bestimmten Höhe des Tauschwerts einer beliebigen Ware gegeben, abgesehen davon, dass die Arbeit als Ware sich in nichts von den andern Waren unterscheidet und in ihrem Werte gerade so wechselt wie die andern Waren. Das leugnet nun freilich A. Smith, indem er behauptet, dass gleiche Arbeitsmengen immer von gleichem Werte für den Arbeiter seien, wenn auch vom Standpunkt des Anwenders der Preis der Arbeit wie der jeder andern Ware hin- und herschwanke[1]). Thatsächlich seien es die Güter, welche die Arbeiter als Lohn erhielten, die in ihrem Preis variierten. „Arbeit allein, die in ihrem Werte stets gleich bleibt, ist also der letzte und wahre Massstab, nach welchem der Wert aller Waren zu allen Zeiten und Orten geschätzt und verglichen werden kann. Sie ist ihr wirklicher Preis, Geld nur der nominelle[2]).“ Dieser ganzen Argumentation gegenüber genügt der einzige Einwand, dass es sich doch hier nicht um den Wert der Arbeit für den Arbeiter, d. h. um den Gebrauchswert der Arbeit in diesem Sinne handelt, sondern um ihren gesellschaftlichen Wert, ihren Tauschwert.

Eine sehr interessante Stelle widerspricht obiger Behauptung freilich: „Beim Austausch der fertigen Ware, sei es gegen Geld, gegen Arbeit oder gegen Waren, muss ausser demjenigen, was zur Bestreitung der Anschaffungskosten des Rohstoffs und Arbeitslohns erfordert wird, noch etwas übrig bleiben, was dem Unternehmer einen Gewinn für das in das Unternehmen gesteckte Kapital gewährt. In solchem Falle löst sich demnach der Wert, welchen der Arbeiter dem Stoffe hinzufügt, in zwei Teile auf, deren einer

1) l. c. p. 15.
2) l. c. p. 15.

seinen Lohn, der andere den Gewinn des Arbeitgebers (employers) auf die von ihm vorgeschossenen Stoffe und Löhne bildet[1]." Zweierlei ergiebt sich aus diesem Passus: erstens leitet Smith den Zuwachs des Stoffes im Tauschwert allein aus der Arbeit des Lohnarbeiters ab, nimmt also die Arbeitswerttheorie, die er kurz darauf verwirft, auch für die moderne Gesellschaft als gültig an. Zweitens erscheint der Profit des Kapitalisten hier durchaus entstanden aus der Differenz zwischen dem Preise der Arbeit und dem durch diese selbe Arbeit dem Produkte zugesetzten Wert. Ganz zweifellos ist hier im Keime schon die Marx'sche Mehrwerttheorie vorhanden, zu deren voller Begründung und Durchführung es freilich noch der Lösung mancher Widersprüche bedurfte.

Im übrigen aber giebt Smith es auf, den Warenwert in der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen und versucht vielmehr die drei Bestandteile, in die jedes Volkseinkommen schliesslich zu zerlegen ist, Arbeitslohn, Profit und Grundrente, auch als die notwendigen Bestandteile des Tauschwertes der meisten Waren, ja sogar als die ursprünglichen Quellen allen Tauschwertes (the original sources of all exchangeable value) nachzuweisen. Denjenigen Warenpreis, der genügt, um Arbeitslohn, Profit und Grundrente in ihren natürlichen Beträgen (to their natural rates) zu decken, nennt er den natürlichen Preis der Waren (the natural price of the commodities), den augenblicklichen (actual) Preis, der wirklich erzielt wird, mag er nun über oder unter dem natürlichen Preis stehen, oder mit ihm zusammen halten, den Marktpreis (market price). Der Marktpreis jeder Ware wird reguliert durch das Verhältnis der Menge der im Moment auf dem Markt befindlichen Waren zu den wirklich oder wirksam Nachfragenden (effectual demanders), d. h. denen, die gewillt und fähig sind, den natürlichen Preis der Waren zu zahlen. Absolute Nachfrage kommt hier nicht in Betracht. Erreicht die auf den Markt gebrachte Menge Ware nicht die wirksame Nachfrage, so wird durch die infolgedessen unter den Käufern entstehende Konkurrenz der Marktpreis mehr oder weniger über den „natürlichen" Preis steigen, je nachdem die Grösse des Mangels, oder der Reichtum, oder die Verschwendung der Konkurrenten den Eifer der Bewerbung mehr oder weniger anspornt. Im entgegengesetzten Falle dagegen wird der Marktpreis in dem Masse unter den natürlichen Preis herabsinken, als die

1) l. c. p. 22.

Grösse der Ueberführung des Marktes die Konkurrenz der Verkäufer vermehrt, oder je nachdem es mehr oder minder wichtig für sie ist, ihre Ware sofort loszuschlagen. Entspricht schliesslich die Warenmenge genau der wirklichen Nachfrage, so stellt sich der Marktpreis auch dem „natürlichen" Preis so nahe wie möglich. Dauernd kann der Marktpreis indes nie weder viel über noch viel unter dem natürlichen Preis stehen, da in jenem Fall neues Kapital in den betreffenden Produktionszweig strömt, in diesem Kapital den betreffenden Produktionszweig verlässt; wodurch jedesmal eine Annäherung des Marktpreises an den natürlichen Preis bewirkt wird. „Der natürliche Preis ist demnach gewissermassen der Mittelpunkt, nach dem die Preise aller Waren beständig gravitieren."[1] Er ist gleichzeitig der niedrigste Preis, der im Durchschnitt einer längeren Zeit erzielt werden muss, soll nicht alles Kapital schliesslich den betreffenden Produktionszweig verlassen.

Ausnahmen von diesen allgemeinen Regeln sind gegründet entweder auf zufälligen, oder auf natürlichen, oder auf politischen Ursachen. Erstere liegen vor im Falle eines Fabrikgeheimnisses etc., die natürlichen im Falle eines natürlichen Monopols, wenn der gesamte produzierte und zu produzierende Betrag einer bestimmten Warensorte nicht der vorhandenen Nachfrage entspricht; der Preis wird sich hier nach dem Grade der Unterführung des Marktes mit der Ware richten, also nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Politische Ursachen endlich sind vorhanden im Fall der Privilegien von Korporationen, der Lehrlingsstatuten und aller anderen gesetzlichen, die freie Konkurrenz beschränkenden Bestimmungen. In allen drei Fällen liegt in Wirklichkeit ein faktisches Monopol vor, welches die Konkurrenz für längere oder kürzere Zeit ausschliesst. Die Folge ist, dass jene allgemeinen Preisgesetze für diese Waren nicht gelten, deren Preise vielmehr dauernd über den natürlichen Preis gehalten werden.

Fassen wir die Theorien Smith's noch einmal kurz zusammen, so würden nach ihm in den Urzuständen der Gesellschaft die Güter nach den relativen, zu ihrer Produktion verwandten Arbeitsmengen ausgetauscht, wobei die grössere Anstrengung, Geschicklichkeit oder Gewandheit erfordernde Arbeit als ein Mehrfaches der gewöhnlichen Arbeit gerechnet wurde.

[1] „The natural price, therefore, is as it were, the central price, to which the prices of all commodities are continually gravitating." l. c. p. 26.

In der modernen bürgerlichen Gesellschaft dagegen wird der Tauschwert oder der natürliche oder durchschnittliche Preis der meisten Waren reguliert durch den Preis der angewandten Arbeit plus der Bodenrente plus dem durchschnittlichen Profitsatz, der jeweilige Marktpreis der Waren durch das Verhältnis des Angebots zur wirksamen Nachfrage.

Der Eindruck, den die weitgehenden Untersuchungen Smith's auf seine Zeitgenossen machten, scheint ein bedeutender gewesen zu sein, wenn auch die Zahl der merkantilistischen Gegner in der unmittelbar folgenden Literaturperinde wohl noch überwog. Von diesen Gegnern seien genannt Thomas Pownall[1]), Crowford[2]), Daniel Wakefield[3]), für unseren Gegenstand aber kommt vor allem in Betracht James Landerdale. Sein Werk „An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase“, welches 1804 zu London erschien, handelt in den ersten sechs Paragraphen vom Wert und dessen Massstab. Er scheint als erster die Wahrheit erkannt zu haben, dass eine Sache nur insofern Wert (Tauschwert) habe, als sie erstens Eigenschaften besitzt, die sie zu einem Gegenstand menschlichen Wünschens und Begehrens machen, und zweitens nicht in solcher Menge vorhanden ist, dass Jeder ohne Mühe davon erhalten kann, soviel er will. Als Beispiel dafür nimmt er das Wasser und das Getreide. Während er also hier offenbar die Nützlichkeit einer Sache und die Arbeit, die zu ihrer Erlangung notwendig ist, als Vorbedingungen des Tauschwerts behauptet, führt er schon im nächsten Paragraphen aus, dass unter der blossen Voraussetzung der Nützlichkeit einer Sache ihr Wert einzig und allein durch das Verhältniss der vorhandenen zur begehrten Warenmenge bestimmt werde, lässt also die Mühe oder Arbeit der Erwerbung ganz ausser Acht. Der Begriff „Wert“ hat nach ihm durchaus relativen Charakter, einen absoluten Wert, wie eine absolute Schönheit, eine absolute Gradheit existirt, giebt es nicht: „den Wert einer Sache ausdrücken können wir nur dadurch, dass wir sie mit einer anderen vergleichen“[4]). Ein Werth-

1) Letter to A. Smith, being an examination of several points of his doctrine, 1776.

2) Doctrine of Equivalents etc. or an explanation of the nature of value and the power of money, 1794.

3) An Essay upon Political Economy, 1804.

4) a. a. O., S. 3. Citiert wird hier nach der deutschen Uebersetzung: Ueber Nationalwohlstand, Berlin 1808.

mass, bemerkt er gegenüber Petty und Smith, sei undenkbar, da es keine Sache gäbe, die in ihrem Werte unveränderlich sei. Nur eine solche aber könne als ein Mass des Wertes aller Dinge zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten dienen. Im weiteren folgen interessante Erörterungen über das Verhältnis des Nationalwohlstandes zum Reichtum des Einzelnen, die im Zusammenhang mit seiner Preistheorie stehen. Der Preis der Waren wird nach Landerdale steigen, erstens, wenn sich die Warenmenge, d. h. also die Zufuhr vermindert; zweitens, wenn sich die Nachfrage vermehrt; er wird sinken, erstens, wenn sich die Menge (Zufuhr) vermehrt, zweitens, wenn die Nachfrage zurücksteht. Der Preis variiert aber nicht proportional der Veränderung des Verhältnisses von Nachfrage und Menge, dies ist vielmehr, wie Landerdale in Uebereinstimmung mit Steuart ausführt, ausserordentlich verschieden, je nach dem es sich um notwendige Lebensbedürfnisse (z. B. Zucker oder Getreide) handelt, oder um Luxuswaren (z. B. Gold oder Diamanten)[1]. Hieraus glaubt der Autor die Folgerungen ableiten zu können;

1. dass eine Vermehrung des Individualreichtums mit Verringerung des Nationalreichtums, und

2. eine Verminderung des Individualreichtums mit Vermehrung des Nationalreichtums verbunden sein kann; sowie

3. dass der Nationalwohlstand unverändert bleiben kann, wenngleich durch Veränderung der Nachfrage die Summe des Individualreichtums sich verändert. Doch kann sich auch die Masse des individuellen Reichtums proportional dem Nationalreichtum vermehren.

Zusammenfassend bemerkt er, dass Privatreichtum und Nationalwohlstand wahrscheinlich niemals in gleichem Verhältnis zunehmen[2].

Inwiefern diese Theorien falsch seien, braucht kaum näher ausgeführt zu werden. Sie beruhen auf der Verwirrung der Begriffe von Tauschwert und Gebrauchswert (Reichtum). Es ist grundfalsch, dass die Summe der Individualreichtümer zunehmen könne, ohne dass der Nationalreichtum in genau dem früheren

1) a. a. O., S. 13 f.

2) a. a. O., S. 25, § 39.

Masse wachse. Die Summe der Individualreichtümer ist der Nationalreichtum [1]).

Setzt man indes an Stelle von Individualreichtum die Summe des Tauschwertes der Ware des einzelnen Individuums, so bekommen die Behauptungen Landerdale's einen Sinn. Angenommen z. B., infolge einer schlechten Getreideernte steige der Getreidepreis, so ist zweifellos der Nationalreichtum vermindert, die Summe der Tauschwerte dagegen nicht notwendig, da die Summe des Getreidepreises entweder die gleiche bleibt, wie vorher, wahrscheinlich aber sogar weit darüber steigt. Allerdings kann dies für Landerdale wiederum nicht in Betracht kommen, da dies einen absoluten Tauschwert voraussetzt, den er aber, wie wir bereits sehen, nicht kennt. Es bleibt nur die eine Erklärung, dass Landerdale den absoluten Tauschwert unbewusst bei seinen Erörterungen vorausgesetzt hat [2]). Nimmt man z. B. die Arbeitswerttheorie an, so ist leicht einzusehen, dass die obigen Sätze Landerdale's in vollem Umfange zutreffen.

Viel weniger originell ist unser Autor in seinen weiteren Ausführungen über die Quellen des Nationalreichtums, die nach seiner Meinung in jedem Zustand der menschlichen Gesellschaft aus Land, Arbeit und Kapital bestehen, wobei Kapital jedes Hilfsmittel der Produktion oder des Erwerbs von Dingen bedeutet. Hervorzuheben sind noch seine Ansichten über die Entstehung des Profits. Von der Smith'schen Erklärung des Profits ist er nicht befriedigt; wäre sie richtig, dann sei Kapital keine erste, sondern nur eine abgeleitete Quelle des Nationalwohlstandes; denn es ginge alsdann der Profit durch das Kapital nur aus der Tasche des Arbeiters in die des Kapitalisten [3]). Vielmehr entstehe der Kapitalgewinn dadurch, dass entweder das Kapital Arbeit erspart, die sonst durch

---

1) Hierbei wird natürlich von der Verbreitung des Reichtums unter die verschiedenen Bevölkerungsklassen abgesehen. In einem höheren ethischen Sinne kann man allerdings, wie es z. B. Sismondi thut, bestreiten, dass es ein Wachsen des Nationalreichtums gäbe ohne das gleichzeitige Wachstum der nationalen Genüsse. In unserem Falle kommt es aber auf diesen Unterschied gar nicht an.

2) Vgl. hierzu Ricardo: Principles of political economy and taxation. Edited by Mc Culloch, London 1846, Ch. XX. — Ferner Marx: Das Elend der Philosophie. 3. Aufl., Stuttgart 1895, S. 6 f.

3) a. a. O., S. 37, § 17.

Menschenhand verrichtet werden müsste, oder dass es Arbeit verrichtet, welche ein Mensch sonst nicht verrichten kann[1]).

Alle bisher behandelten Oekonomen haben ihre Werttheorie nur gelegentlich und häufig noch widersprechend entwickelt; keiner hatte sie, die doch schon Petty für den Eckstein der politischen Oekonomen erklärt hatte, zum Fundament eines ganzen ökonomischen Systems gemacht. David Ricardo war der erste, der die Werttheorie an die Spitze seines Systems stellte, sie in längeren, scharfsinnigen und grossenteils neuen Betrachtungen auseinandersetzte und sein ganzes System, wenn auch keineswegs in ausreichender Weise, darauf aufbaute.

Im Anschluss und in Uebereinstimmung mit Smith unterscheidet Ricardo zwischen Gebrauchswert und Tauschwert[2]), wobei er unter Gebrauchswert die Nützlichkeit (utility) versteht. Das Verhältnis beider stellt er so fest, dass nicht jedes Ding, was nützlich sei, also Gebrauchswert habe, auch Tauschwert besitzen müsse (Wasser, Luft), dass aber ein Ding nur dann Tauschwert haben könne, wenn es auch Gebrauchswert besitze. „Die Nützlichkeit ist darum nicht der Massstab des Tauschwerts, obgleich sie für ihn unumgänglich notwendig ist[3]).“ Vielmehr giebt es zwei Quellen des Tauschwerts nützlicher Waren: Seltenheit und die Menge Arbeit, die erfordert ist, sie zu erlangen. Der Tauschwert derjenigen Waren, deren Anzahl durch keinerlei Arbeit vermehrt werden kann, wechselt bloss mit dem Wechsel im Wohlstande und in den Neigungen derjenigen, die sie zu besitzen wünschen. In seiner ganzen weiteren Deduktion indes handelt Ricardo, wie er ausdrücklich betont, nur von solchen Waren, die ohne jede bestimmte Grenze vermehrt werden können, wenn wir nur im Stande sind, die zu ihrer Erlangung erforderliche Arbeit anzuwenden, auf deren Produktion also die Konkurrenz ohne Einschränkung wirkt. Auf den frühesten Stufen der Gesellschaft (in the early stages of society) hängt der Tauschwert dieser Waren oder die Regel, welche bestimmt, wieviel von der einen im Tausch für eine andere gegeben wird, fast ausschliesslich (almost exclusively) von der verglichenen Arbeitsmenge ab, die auf eine jede verwandt werden kann. Das Mass der Arbeitsmenge

1) a. a. O., § 21, S. 38.

2) Ricardo gebraucht für Tauschwert meist den Ausdruck: exchangeable value.

3) The Works of David Ricardo edited by Mc Culloch, London 1846, p. 9.

ist die Zeit, wie schon Smith richtig erkannte. „Dass dies wirklich die Grundlage des Tauschwerts aller Dinge ist, ausgenommen derjenigen, welche durch die menschlichen Gewerbe nicht vermehrt werden können, ist eine Lehre von der grössten Wichtigkeit für die politische Oekonomie[1]." Wenn die in den Waren realisierte Arbeitsmenge ihren Tauschwert reguliert, so muss jedes Anwachsen der Arbeitsmenge den Wert der Waren erhöhen, jede Verminderung ihn senken. Absolut verschieden von der auf die Produktion einer Ware verwandten Arbeitsmenge — bemerkt er gegenüber Smith — ist die Arbeitsmenge, welche dieselbe Ware auf dem Markt zu kaufen vermag, als ob, weil nun einmal die Arbeit eines Menschen doppelten Effekt erzielt hat und derselbe zweimal so viel von einer Ware hervorbringen könne, derselbe notwendigerweise auch doppelt so viel als die frühere Arbeitsmenge im Tausch dafür erhalten müsste. Die bei der Produktion verwandte Arbeitsmenge ist unter vielen Umständen ein unveränderlicher Massstab, die Arbeitsmenge dagegen, die eine Ware zu kaufen vermag, ist ein ebenso veränderliches Vergleichsmittel wie Gold und Silber, überhaupt jede andere Ware. Ebendasselbe gilt auch vom Getreide. Der Wert der Arbeit variiert nicht nur nach der Proportion von Angebot und Nachfrage, sondern auch nach dem wechselnden Preis der Nahrungsmittel und anderer Lebensbedürfnisse, für welche der Arbeitslohn ausgegeben wird, und Ricardo weist nach, dass der Arbeitslohn keineswegs proportional dem Preise der Lebensmittel, der durch die zu ihrer Produktion erforderlichen Arbeitsmenge bestimmt würde, zu wechseln braucht.

Die Lebensmittel können z. B. um 100% steigen, ohne dass die Arbeitsmenge, die sie kaufen können, nur annähernd in demselben Verhältnis wachse; ebenso umgekehrt. Die zwei Sätze: „Der Wert einer Ware wird reguliert durch die zu ihrer Produktion notwendige Arbeitsmenge", und „der Wert einer Ware hängt ab von der Arbeitsmenge, die sie auf dem Markt kaufen könne," sind also in ihrem Inhalt keineswegs identisch. Getreide und Arbeit unterscheiden sich nach Ricardo in nichts von allen andern Waren. Wenn von Gold gesagt wird, dass es in seinem Wert gefallen sei, wenn — ceteris paribus — eine geringere Arbeitsmenge auf seine Produktion verwandt würde, als vorher, so muss ebenso von Ge-

1) l. c. p. 10.

treide und Arbeit gesagt werden, dass sie in ihrem Werte gefallen seien, wenn zur Produktion von Getreide bezw. der andern Lebensbedürfnisse eine geringere Arbeitsmenge aufgewendet wurde, von den Schwankungen im Verhältnis von Angebot und Nachfrage ganz abgesehen.

Ricardo übersieht bei seinen Darlegungen aber keineswegs die Schwierigkeit, die sich dadurch erhebt, dass es Arbeiten von verschiedener Qualität giebt, die auch verschieden entlohnt werden. Die Schätzung, welcher verschiedene Qualitäten von Arbeit unterliegen, zeigt sich in dem Marktpreis der Arbeit und hängt von der verglichenen Geschicklichkeit des Arbeiters und der Intensität der geleisteten Arbeit ab. Ist diese Schätzungsscala einmal gebildet, so ist sie nur geringen Veränderungen unterworfen, so dass z. B., wenn ein Kleid jetzt zwei Stück Leinwand wert ist, es in zehn Jahren aber vier Stück Leinwand wert sein würde, man ruhig schliessen kann, dass entweder mehr Arbeit erfordert ist, das Kleid herzustellen oder weniger Arbeit, die Leinwand zu machen, oder dass beide Ursachen wirksam gewesen sind. Hierbei beruhigt sich Ricardo: „Da die Untersuchung", sagt er, „auf die ich des Lesers Aufmerksamkeit zu lenken wünsche, sich bezieht auf die Wirkung der Veränderungen im relativen Wert der Waren und nicht in ihrem absoluten Wert, so wird es von geringer Wichtigkeit sein, den verglichenen Grad der Schätzung zu prüfen, dem die verschiedenen Arten menschlicher Arbeit unterliegen [1]." Denn gar keine oder nur geringe Aenderungen treten im Zeitverlauf in der Schätzungsscala ein.

Bisher war die Warenproduktion so betrachtet worden, als ob sie ganz allein durch die unmittelbare menschliche Arbeit vor sich ginge. Aber stets war Kapital zur Unterstützung der Produktion unentbehrlich, selbst in den Urzuständen, wo der Jäger eine Waffe, der Fischer Fischgerätschaften u. s. w. brauchte. Alles Kapital, also Werkzeuge, Maschinen und Gebäude, ist aber selbst erst Produkt menschlicher Arbeit, sein Wert bestimmt durch die zu seiner Hervorbringung verwandte Arbeitsmenge. Gemäss seiner längeren oder kürzeren Dauer, gemäss der grösseren oder geringeren in ihm realisierten Arbeitsmenge wird demgemäss

1) Hiermit steht im Widerspruch sowohl der Abschnitt über einen unveränderlichen Wertmassstab, wie auch das XX. Kapitel, wo er beide Male dem Sinne nach mit einem „absoluten" „inneren" Wert (d. h. Tauschwert) der Waren operiert. Das hat S. Bailey später klar nachgewiesen.

von ihm auf das mit seiner Hilfe erzeugte Produkt ein grösserer oder geringerer Wertteil übertragen. Angenommen also, dass in dem Urzustand der Gesellschaft die Bogen und Pfeile des Jägers von gleichem Werte und von gleicher Dauer gewesen seien wie das Boot und die Geräte des Fischers, so würden die in gleicher Zeit gewonnene Beute des Jägers und des Fischers genau von demselben Werte gewesen sein. Die Höhe des Arbeitslohns hat hier auf den relativen Wert der Waren gar keinen Einfluss; der Profit zwar wird steigen und fallen, genau in dem Masse, als die Arbeitslöhne fallen und steigen, die Austauschverhältnisse der Waren bleiben davon unberührt.

Diese oben gemachte Voraussetzung trifft aber keineswegs zu, vielmehr sind zu allen Zeiten die in verschiedenen Gewerbszweigen benutzten Werkzeuge, Maschinen und Gebäude von verschiedener Dauerhaftigkeit und von verschiedenem Werte, und ebenso sind die Proportionen verschieden, in denen das Kapital, das Arbeit bezahlt, zu dem in Werkzeugen, Maschinen und Gebäuden investierten Kapital steht[1]).

Je nachdem das Kapital schnell vergänglich ist und häufigen Ersatz nötig macht oder nur einer langsamen Abnutzung unterliegt, ist es unter die Rubriken umlaufendes oder stehendes Kapital zu bringen (circulating or fixed capital), wobei aber zu bemerken ist, dass Ricardo unter umlaufendem Kapital fast stets nur den in Arbeitslohn verausgabten Kapitalbetrag begreift. Ausserdem ist auch die Zeit sehr verschieden, in der das umlaufende Kapital umläuft oder zu seinem Anwender zurückkehrt. Unter solchen Umständen erleidet sowohl das Prinzip, dass der Tauschwert der Waren durch die respective aufgewandte Arbeitsmenge bestimmt werde, wie auch das Prinzip, dass ein allgemeines Steigen des Arbeitslohnes den relativen Wert der Ware nicht beeinflüssen könne, wesentliche Modifikationen.

Nehmen wir zuerst den Fall, dass zwei Kapitale in ungleichen Proportionen in fixes und cirkulierendes Kapital zerfallen. A beschäftige 100 Mann ein Jahr lang im Bau einer Maschine, B 100 Mann dieselbe Zeit im Landbau. Am Ende des ersten Jahres hat die Maschine denselben Wert wie das Getreide. Nun

1) Es ist dies also genau dasselbe, was Marx die „organische Zusammensetzung“ des Kapitals nennt. Vgl. Kapital, 3. Aufl., Bd. I, S. 628; Bd. III, 1, S. 123 ff.

beschäftige aber A ein zweites Jahr 100 Mann, die mit der Maschine Kleider fabriziren. Dann werden Maschine und Kleider am Ende des zweiten Jahres von mehr als dem doppelten Werte sein, als das gewonnene Getreide des einen Jahres, obwohl die angewandte Arbeitsmenge genau doppelt so gross; denn der Profit auf das Kapital des Tuchmachers für das erste Jahr wird zu seinem Kapital hinzugefügt. „In Folge also der verschiedenen Grade der Dauerhaftigkeit ihrer Kapitale, oder was dasselbe ist, infolge der verschiedenen Zeit, die vergehen muss, bevor eine Partie der Waren zu Markte gebracht werden kann, wird ihr Tauschwert nicht genau der auf sie verwandten Arbeitsmenge entsprechen, — sie werden sich nicht wie zwei zu eins verhalten, sondern etwas höher, damit die grössere Länge der Zeit kompensirt wird, die verstreichen muss, bevor die wertvollste zu Markt gebracht werden kann“ [1]).

Ein Steigen des Arbeitslohnes, das stets ein Sinken des Profits zur Folge haben muss, wird den relativen Wert der beiden Warensorten beeinflussen, in der Weise, dass die Kleider, die zum grossen Teil mit fixem Kapital produzirt wurden, in ihrem relativen Wert sinken werden, im Verhältnis zum Getreide, das ausschliesslich mittelst zirkulirenden Kapitals hergestellt wurde. Angenommen der Arbeitslohn beträgt pro Mann und Jahr 50 £, die Profitrate sei 10 %, dann beträgt der Wert des Produkts von A 6050 £, der Wert des Produkts von B 5500 £, (wobei die Abnutzung der Maschine nicht gerechnet wird). Sinkt nun die Profitrate auf 9 %, so wird der Wert des Produkts von A auf 5995 £ fallen, der Wert des Produkts von B stationär bleiben. Das Mass, in dem die Waren in ihrem relativen Wert durch ein Steigen des Arbeitslohnes affizirt werden, hängt ab von der Proportion des fixen zum zirkulirenden Kapital oder von der Länge der Zeit, die sie brauchen, bevor sie zu Markt gebracht werden können.

Ob es korrekt von Ricardo ist, diese beiden Fälle zu identifiziren, wird sich später zeigen. „Die Wertdifferenz“ erklärt er, „entsteht in beiden Fällen aus den als Kapital angehäuften Profiten und ist nur ein gerechter Ersatz für die Zeit, wo die Profite vorenthalten wurden“ [2]).

1) l. c. p. 22.
2) l. c. p. 25.

Ebenso wird der relative Warenwert durch eine Veränderung im Arbeitslohn beeinflusst infolge der ungleichen Dauerhaftigkeit des Kapitals und der ungleichen Geschwindigkeit, mit der es zu seinem Anwender zurückkehrt. „Im Verhältnis, als fixes Kapital weniger dauerhaft ist, nähert es sich der Natur des cirkulierenden Kapitals. Es wird konsumiert und sein Wert reproduziert in einer kürzeren Zeit.“ Proportional nun zur geringeren Dauerhaftigkeit des fixen Kapitals und seiner Annäherung an die Natur des cirkulierenden Kapitals, wird der Wert der mit ihm hergestellten Waren bei einem Steigen der Arbeitslöhne im Verhältnis zum Wert der mit dauerhafterem fixen Kapital hergestellten Waren steigen, der relative Wert der letzteren fallen.

Ein Beispiel hierfür (obwohl Ricardo selbst keins giebt), ist unschwer aufzufinden. Gegeben ein Kapital A von 1000 £, das allein aus Maschinen besteht und seinen Wert in einem Jahr auf die Produkte überträgt; ferner ein Kapital B von 2000 £, das ebenfalls nur aus Maschinen besteht, seinen Wert aber erst in zwei Jahren auf das Produkt übertrage. Die Profitrate sei 10 %. Dann wird der Gesamtproduktionswert betragen im ersten Jahre: bei Kapital A 1100 £, bei Kapital B 1200 £, eine Differenz im Werte von 100 £, obwohl die in ihnen realisierten Arbeitsmengen durchaus die gleichen. Nun sinke die Profitrate infolge eines Steigens des Arbeitslohns auf 5 %. Dann beträgt der Produktenwert des Kapitals A 1050 £, des Kapitals B 1100 £. Es ergiebt sich also, dass, während vorher das Wertverhältnis der Produkte war = $^{11}/_{12}$, es jetzt ist = $^{21}/_{22}$, d. h. es ist gestiegen, weil der Produktenwert des Kapitals A in seinem relativen Wert gestiegen, bezw. der Produktenwert des Kapitals B in seinem relativen Wert gefallen ist.

Es folgt hieraus:

1. dass Waren, auf welche die gleiche Arbeitsmenge verwandt worden ist, in ihrem Werte voneinander abweichen werden je nach dem Grade der Dauerhaftigkeit des angewandten fixen Kapitals;

2. dass bei einem Steigen des Arbeitslohns sich das Wertverhältnis dieser Waren entsprechend dem Grade der Dauerhaftigkeit des fixen Kapitals und entsprechend dem Grade des Steigens des Arbeitslohns verändern muss.

„Es hat sich also gezeigt“, fasst sich Ricardo zusammen, „dass in dem Urzustand der Gesellschaft, bevor viele Maschinen oder dauerhaftes Kapital verwandt wird, die durch gleiche Kapitale pro-

duzierten Waren beinahe (nearly) von gleichem Werte sein und im Verhältnis zu einander steigen oder fallen werden, je nachdem mehr oder weniger Arbeit zu ihrer Produktion erforderlich ist; aber nach der Einführung dieser teuren und dauerhaften Instrumente werden die durch die Anwendung gleicher Kapitale produzierten Waren von sehr ungleichem Wert sein, und obgleich sie immer noch im Verhältnis zu einander steigen oder fallen werden, je nachdem mehr oder weniger Arbeit zu ihrer Produktion erforderlich wird, so werden sie doch auch einer andern, obschon geringeren Veränderung unterworfen sein infolge des Steigens oder Fallens der Löhne und Profite. Wenn Güter, die für 5000 £ verkauft werden, das Produkt eines Kapitals sein können, das im Betrag demjenigen gleich ist, welches Güter im Werte von 10 000 £ verkauft, so werden die Profite die gleichen sein; aber diese Profite würden ungleich sein, wenn die Preise der Güter nicht mit dem Steigen oder Fallen der Profitrate variieren würden[1])".

Nach diesen bedeutsamen Darlegungen[2]) wendet sich Ricardo zu dem Problem eines unveränderlichen Wertmassstabes. Ein solcher Massstab würde dazu dienen, alle Veränderungen im wahren Wert (real value) der Waren feststellen zu können. Allein einen derartigen Massstab kann es nicht geben aus zwei Gründen: erstens giebt es keine Ware, zu deren Herstellung stets die gleiche Arbeitsmenge gebraucht wird; zweitens, selbst wenn eine Ware diese Bedingungen erfüllte, so könnte sie doch nur für diejenigen Waren als Wertmass gelten, die unter derartig gleichen Bedingungen wie sie selbst produziert würden, dass jedes Steigen im Arbeitslohn diejenige Ware, die als Wertmassstab dient, und diejenigen, die mit ihr verglichen werden sollen, in gleichem Masse beeinträchtigte. Einen vollkommenen Wertmassstab, wie er theoretisch zu verstehen ist, kann es demnach nicht geben.

Hier ist deutlich, dass Ricardo bei seinen Darlegungen einen absoluten durch die absolute Arbeitsmenge bestimmten Wert voraussetzt, während er sich vorher nachdrücklich dagegen verwahrte, den absoluten Wert der Waren untersuchen zu wollen. Denn das,

1) l. c. p. 27, 28.

2) Zuckerkandl erörtert diese Fragen gar nicht, weil, wie er sagt, auch die folgenden Autoren sie nicht beachtet hätten. Dies ist ganz falsch, wie sich sofort zeigen wird. Vgl. Zuckerkandl: „Zur Theorie und Geschichte der Preise", S. 258.

was Ricardo hier Realwert nennt, ist eben der absolute Wert, ist der Wert, losgelöst von jeder Beziehung zu den andern Waren. Mac Culloch hat dann auch diesen Begriff übernommen und weiter verwertet.

Die ganzen Bemühungen Ricardo's waren bisher darauf gerichtet gewesen nachzuweisen, dass auch in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, allerdings mit wichtigen Modifikationen, der Arbeitswert der Produkte ihren Tauschwert reguliere, dass die Anhäufung von Kapital zwar jenes Grundgesetz abändere, es aber keineswegs aufhebe, dass der Arbeitslohn und der Profit nicht den Warenwert, sondern der Warenwert den Arbeitslohn und den Profit bestimme. Smith hatte aber auch behauptet, dass die Grundrente jenes Gesetz ungiltig mache; im Anschluss daran nun entwickelt Ricardo seine berühmte Grundrententheorie[1]), in der er nachweist, dass sich die Preise der Bodenproduktion nach dem Ertrag des jeweiligen schlechtesten Bodens, der keine Grundrente zahle, richten, dass die Grundrente demgemäss kein Element des Preises der Bodenprodukte bilde, sondern dass auch sie, wie alle andern Waren, in ihrem Tauschwert von der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitsmenge abhängen. Ein Steigen des Preises der Bodenprodukte ist stets ein Beweis dafür, dass für Befriedigung der vorhandenen Nachfrage schlechterer Boden bebaut worden ist, der mit gleichem Arbeitsaufwand, wie ein gleich grosser besserer, bearbeitet, einen geringeren Ertrag liefert oder, was dasselbe heisst, dass zur Erzeugung desselben Ertrags eine grössere Arbeitsmenge aufgewandt werden musste. Ein hoher Preis der Bodenprodukte ist also nicht die Folge, sondern die Ursache eines Steigens der Bodenrente. „Wäre der hohe Preis des Getreides die Folge und nicht die Ursache der Rente, so würden die Preise von der Höhe der Rente beeinflusst werden, und die Rente wäre ein komponenter Teil des Preises. Aber dasjenige Getreide, das durch die grösste Arbeitsmenge produziert wird, ist der Preisregulator des Getreides, und die Rente bildet nicht und kann nicht im mindesten bilden einen komponenten Teil des Preises. Daher ist Adam Smith im Unrecht, wenn er annimmt, dass das Grundgesetz (original rule), welches den Tauschwert der Waren reguliert, näm-

1) Die allerdings im Wesentlichen schon Malthus vor ihm zum Abschluss gebracht hatte.

lich die verglichene Arbeitsmenge, mit der sie produziert wurden, irgendwie beeinträchtigt werden kann durch die Aneignung des Bodens und die Bezahlung einer Rente[1])."

Während Ricardo aber in seiner Werttheorie im Allgemeinen polemisch gegen Smith aufgetreten war, schliesst er sich in seiner Preistheorie eng an ihn an. Den Preis, der der aufgewandten Arbeitsmenge entspricht, nennt er den „primären und natürlichen Preis" (primary and natural price), den davon abweichenden Preis bezeichnet er als „den augenblicklichen oder Marktpreis" (actual or market price). Die Ursache der zeitweiligen Preisschwankungen ist, dass keine Ware stets in der Menge vorhanden sein kann, wie es den Wünschen des Publikums entspricht. Dauernd indes können die Warenpreise weder tief unter noch hoch über ihrem natürlichen Stande bleiben, und das Mittel, das die Preise beständig nach dem natürlichen Preise gravitieren lässt, wenn man es so nennen darf, die Centrifugalkraft, ist das natürliche Streben des Kapitalisten nach der höchst möglichen Profitrate. Ricardo folgt hier vollständig Adam Smith, weshalb wir für alles Nähere auf diesen verweisen können.

Von Wichtigkeit ist schliesslich auch noch die scharfe Unterscheidung, die Ricardo zwischen Wert und Reichtum oder Wohlstand (value and riches or wealth) vornimmt[2]). Reichtum besteht, wie schon Smith ganz richtig sagte, aus der Summe aller Lebensmittel, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten (necessaries, conveniences, and amusements). Da durch dieselbe Arbeitsleistung zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedener Effekt erzielt wird, so kann der Reichtum einer Gesellschaft sich ausserordentlich vermehren, ohne dass sich der Tauschwert der Produkte irgendwie erhöht. Reichtum und Wert stehen also in keinem notwendigen Zusammenhange, der Wert kann konstant bleiben oder sich sogar vermindern, während der Reichtum bedeutend wächst. Das ergiebt sich ja ohne Weiteres aus den Begriffen von „Wert" und „Reichtum." Im Einzelnen deckt dann noch Ricardo die Widersprüche auf, die sich Smith hat zu schulden kommen lassen, und weist die Verkehrtheit der Ansichten Lauderdale's und J. B. Say's in diesem Punkte nach.

1) l. c. p. 40.
2) l. c. Ch. XX.

III. Kapitel.

Von James Mill bis John Stuart Mill.

A. Die unbedingten Anhänger Ricardo's.

a) Die wissenschaftliche Richtung.

Die ganze ökonomische Litteratur nach Ricardo ist angefüllt von dem Kampfe für und wider die von ihm vertretenen Grundsätze und ganz besonders für und wider seine Werttheorie. Sie bildet neben seiner Grundrententheorie den eigentlichen Mittelpunkt, auf den sich das Hauptinteresse der ganzen folgenden Periode konzentriert. Betrachten wir zunächst diejenige wissenschaftliche Richtung, die sich im Wesentlichen unbedingt bezüglich der Werttheorie auf die Seite Ricardo's stellte.

James Mill, der persönliche Freund und Schüler Ricard'os, ist hier als Erster zu nennen. Welches sind die Ursachen, sagt er, dass auf dem Markte eine bestimmte Quantität der einen Ware gegen eine bestimmte Quantität einer andern Ware ausgetauscht wird? Antwortet man: das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, so ist zu fragen, wodurch dieses Verhältnis seinerseits bestimmt werde? Besteht ein Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, so strebt die Konkurrenz infolge der Tendenz der Ausgleichung der Profitrate aber stets dahin, dieses Missverhältnis zu beseitigen. Was bestimmt nun den relativen Wert der Waren, wenn Angebot und Nachfrage im Verhältnis der Gleichheit stehen? Dies sind die Produktionskosten[1]).

Soweit folgt Mill ganz der populären Auffassung. Sehr gut weist er nun aber nach, dass hiermit die Aufgabe noch gar nicht gelöst ist, sondern dass sich die Produktionskostentheorie im Kreise herumdrehe, wenn sie nicht auf die Arbeitswerttheorie rekurriere. Der Ausdruck „Produktionskosten" ist nach ihm nicht frei von Zweideutigkeit. Gewöhnlich kommt bei der Produktion zweierlei zur Anwendung, Arbeit und Kapital (wobei Mill offenbar nur die Produktion von Tauschwert im Auge hat); „die Produktionskosten entstehen entweder aus der angewendeten

1) Elements of political economy, deutsch von H. v. Jacob, Halle 1824, S. 122 f. Das Werk erschien zuerst in London 1821.

Arbeit und dem angewandten Kapital zusammengenommen oder eines dieser beiden Elemente kann unter dem andern begriffen werden." [1]) Wenn man nun behauptet, dass die Produktionskosten allein in dem verwandten Kapital und dem auf das ganze zur Produktion aufgewendeten Kapital gemachten Gewinn beständen, so kommt man damit auch nicht weiter, da die in Arbeitslohn verausgabten Summen dann als Kapitalteil zu rechnen sind, und somit die Zurückführung der Produktionskosten auf einen verbrauchten Kapitalbetrag zusammenfällt mit ihrer Auflösung in Kapital und Arbeit. „Sich so ausdrücken heisst dahin zurückkommen, von wo wir ausgegangen sind. Es ist zwecklos, die Arbeit unter dem Worte Kapital mitzubegreifen und dann zu sagen, dass das Kapital allein, ohne die Arbeit, den Tauschwert der Dinge reguliere. Nimmt man das Wort Kapital in dem Sinne, dass der für die Arbeit bezahlte Kaufpreis, mithin die Arbeit selbst, nicht mit darunter verstanden wird, so ist es offenbar auch nicht das Kapital, welches den Tauschwert der Produkte bestimmt [2])."

Nachdem James Mill auf diese Weise die theoretische Notwendigkeit einer schärferen Analysierung der Produktionskosten dargethan hat, geht er zur Entwickelung seiner Arbeitswerttheorie über, die in der Hauptsache mit der Ricardo'schen zusammenfällt. Auch nach ihm waren in dem rohesten Gesellschaftszustande die respektiven aufgewandten Arbeitsmengen, die nach der Zeit gemessen wurden, das genaue Regulierungsprinzip der Werte der zum Austausch gelangenden Güter. Die notwendige Ursache hiervon bestand darin, dass sich der Eine sonst in einer nachteiligeren Lage als der Andere befunden und natürlich von der Möglichkeit, seine Beschäftigung zu ändern, Gebrauch gemacht hätte. Dies schliesst aber nicht aus, dass bei gleicher Arbeitszeit das Produkt einer gewöhnlichen Arbeit geringeren Tauschwert besitzt, als das Produkt einer grössere Anstrengung oder grössere Geschicklichkeit erfordernden Arbeit. An dieser Regel ändert auch zunächst die Anwendung von Kapital noch nichts, da der Wert dieses Kapitals selbst wieder durch die auf seine Herstellung verwandte Arbeitsmenge bestimmt wird. Die absolute Notwendigkeit, auf diese als das ausschliessliche Wertgrundgesetz zurückzugehen, wird von ihm treffend erwiesen: „Es ist also

1) a. a. O., S. 124.
2) a. a. O., S. 127.

offenbar widersinnig, zu sagen, dass der Wert der Produkte absolut durch das Kapital reguliert werde. Das Kapital besteht in Produkten. Würde also der Wert der Produkte durch den des Kapitals bestimmt, so würde er durch den Wert der Produkte, das heisst durch sich selbst bestimmt. Dies heisst aber nicht die Aufgaben lösen, sondern einen offenbar und völlig fruchtlosen Versuch dazu machen [1]." „Wir haben also ganz deutlich gezeigt, dass in letzter Instanz die Quantität der Arbeit bestimmt, nach welchem Massstabe die Produkte gegeneinander vertauscht werden [2]".

Ganz besonders aber beschäftigt sich Mill mit der Wirkung der Veränderungen im Preis der Arbeit auf den relativen Wert der Waren. Angenommen, dass künstliche und gewöhnliche Arbeit bei der Produktion aller Artikel aber in verschiedenem Verhältnis zur Anwendung kommt, so ist klar, dass eine Aenderung im Preisverhältnis dieser beiden Arten von Arbeit auch eine Aenderung des relativen Wertes der Produkte zur notwendigen Folge hat. Dennoch sei, sagt er, „leicht einzusehen, dass hierdurch die Wahrheit seiner Arbeitswerttheorie nicht gefährdet werden könne".

Wichtiger ist der Fall, dass zur Produktion der Güter in sehr ungleichen Proportionen Kapital, das heisst aufgehäufte Arbeit (hoarded labour), und unmittelbare Arbeit gebraucht wird. Hier sind drei Fälle zu unterscheiden.

1. Unmittelbare Arbeit produziert allein ohne Hilfe von Kapital,
2. das Produkt wird halb durch Anwendung von Kapital, halb durch Anwendung unmittelbarer Arbeit,
3. das Produkt wird allein durch Anwendung von Kapital gewonnen.

1. und 3. sind Grenzfälle, die in der Praxis natürlich nicht vorkommen, aber zur theoretischen Klarstellung erforderlich sind. Gesetzt nun, die durchschnittliche Zusammensetzung alles Kapitals falle unter Nr. 2, so dass eben so viele Fälle zu Nr. 1 wie zu Nr. 3 gehören, so wird der Profit bei einem Steigen der Arbeitslöhne stets um die Hälfte der Prozente fallen, um die jene steigen. Beträgt der Profit z. B. 10 Proz., so wird er infolge eines Steigens des Arbeitslohnes um 5 Proz., unter den angenommenen Voraussetzungen um 2 1/2 Proz. herabgehen. Da nun aber die verschiedenen Kapitale, je nach ihrer Zusammensetzung, in sehr ungleichem Masse

1) „It is to make an attempt for that purpose clearly and completely abortive."

2) a. a. O. S. 132 f.

durch ein Steigen des Arbeitslohnes berührt werden, so müssen die Produkte, infolge der das Wirtschaftsleben beherrschenden Tendenz der Ausgleichung der Profitraten, in ihrem Tauschwert von dem Steigen des Arbeitslohns beeinflusst werden, und zwar werden alle Produkte, die unter Nr. 1 fallen, in ihrem Werte steigen; alle diejenigen, die unter Nr. 3 fallen, in demselben Masse in ihrem Wert sinken; alle, welche unter Nr. 2 fallen, ihren Wert unverändert behalten. Dasselbe würde mit den Preisen der betreffenden Produkte geschehen, wenn man annimmt, dass bei der Produktion der Edelmetalle Arbeit und Kapital in gleicher Weise beteiligt sind. „Rücksichtlich aller Warenartikel zusammen genommen aber,“ schliesst Mill seine Darlegungen, „findet eine solche Ausgleichung statt, dass weder ein Steigen noch ein Fallen eintritt.“

Mit dieser letzteren Aeusserung will Mill offenbar seine schon vorher aufgestellte Behauptung begründen, dass die Gültigkeit des Arbeitswertgesetzes durch diese Erscheinungen nicht berührt werde. Inwieweit das zutrifft, wird späterhin zu erörtern sein [1]).

Ebenso wie Mill suchte auch Mac Culloch die Lehren Ricardo's, die er im allgemeinen acceptierte, in einigen Punkten weiter auszubilden. Neben wirklich Neuem und Bedeutendem finden wir aber bei ihm auch sehr Absurdes und direkt Falsches; so z. B. wenn er erklärt, dass die Arbeit die einzige Quelle des Reichtums sei, dass der Mensch der Arbeit und allein der Arbeit jedes Ding, das Tauschwert besitzt, zu danken habe [2]). Was der Wert der Waren betrifft, so unterscheidet er ihren Tauschwert oder relativen Wert (exchangeable or relative value) von ihrem Realwert (real value) [3]). Jener bezeichnet die Fähigkeit einer Ware, eine bestimmte Menge anderer Waren im Austausch zu erlangen, er ist also relativ; dieser bezeichnet den Wert einer Ware, sofern er durch eine gewisse auf ihre Produktion verwandte Arbeitsmenge bestimmt wird [4]).

1) Es mag hier erwähnt sein, dass James Mill auch in der Grundrententheorie die Ricardo'sche Lehre erweiterte, indem er auch den Einfluss mehrerer nacheinander auf ein Grundstück angelegter Kapitalien auf die Höhe der Grundrente untersuchte.

2) The principles of political economy: with sketch of the rise and progress of the science, London 1870, p. 39, 44.

3) l. c. p. 115.

4) Man könnte ihn im Gegensatz zum andern den „absoluten“ Wert nennen; Mac Culloch gebraucht aber diesen Ausdruck nicht.

Demgemäss hängt der Tauschwert einer Ware allein ab von der Menge der beim Tausch für sie zu erlangenden Waren, der Realwert dagegen nur von der zu ihrer Produktion notwendigen Menge Arbeit. Da aber ohne Nachfrage eine Ware weder Real- noch Tauschwert besitze, so bezeichnet der Autor fälschlicherweise die Nachfrage als die letzte Quelle oder Ursache (ultimate source or cause) sowohl des Real- wie des Tauschwerts. Ein grobes Versehen ist es auch, wenn er erklärt, dass, wenn keine Monopolien bestehen, und wenn Angebot und wirksame Nachfrage gleich sind, der Tauschwert der Ware identisch sei mit ihrem Realwert[1])! Auch er ist der Meinung, ganz wie Ricardo und James Mill, dass das Wertgesetz durch die gelernte Arbeit nicht umgestosse werde, wobei er die Verschiedenheit der Arbeitslöhne auf die Entschädigung für die Lernkosten zurückführt.

Sehr treffend sind seine Ansichten über einen unveränderlichen Wertmassstab. Was zunächst einen Massstab des Realwerts angeht, so kann eine Ware als solcher unmöglich genommen werden, da keine Ware zu ihrer Herstellung stets dieselbe Arbeitsmenge verlangt, vielmehr vermag nur eine gegebene Menge von Arbeit selbst als ein unveränderlicher Massstab des Realwerts angesehen zu werden[2]). Für den Tauschwert dagegen ist schon wegen seines relativen Charakters ein unveränderlicher Wertmassstab völlig ausgeschlossen; denn selbst angenommen, es gäbe eine Ware, die stets mit der gleichen Arbeitsmenge hergestellt würde, so würde sich doch der Tauschwert dieser Ware mit jeder Veränderung im Austauschverhältnis zu den andern Waren ebenfalls ändern. Hinsichtlich der Modifikationen des Arbeitswertgesetzes, die durch die ungleiche Zusammensetzung der Kapitalien verursacht werden, folgt er im wesentlichen James Mill. Wenn aber auch, so schliesst er seine Darlegungen hierüber, die Schwankungen des Arbeitslohns einige Veränderungen in dem Tauschwert besonderer Waren veranlassen, „so können sie dem Totalwert der ganzen Masse der Waren weder etwas nehmen, noch etwas hinzusetzen (they neither add to nor take from the total value of the entire mass of commodities).“ „Und obgleich für eine besondere Ware der Satz, dass sich ihr Tausch-

1) l. c. p. 117.

2) „ . . . it is not to any one commodity, or set of commodities but to some but given quantity of labour, that we must refer for an unvarying standard of real value.“ l. c. p. 119.

wert wie ihr wahrer Wert oder die zu ihrer Produktion und zu ihrem Transport auf den Markt notwendige Menge Arbeit verhalte, nicht ganz richtig sein mag, so beruht er doch in Rücksicht der Masse aller Waren zusammengenommen auf voller Wahrheit[1])".

Schliesslich sei noch eine Stelle erwähnt, die ausserordentlich deutlich einen der Widersprüche zeigt, in den sich die Arbeitswerttheorie verwickeln musste, und die darum besonderes Interesse beansprucht. „Wenn gesagt wird, dass eine gegebene Quantität oder das Produkt einer gegebenen Quantität von Arbeit stets gleichen Realwert habe, so soll damit nicht behauptet werden, dass diejenigen, welche Arbeit kaufen, stets das nämliche Mass von dem Produkte einer unveränderlichen Quantität Arbeit für die nämliche Quantität Arbeit geben . . . . . . Für eine durch eine bestimmte Menge Arbeit produzierte Ware wird man in dem vorausgesetzten Zustand des Marktes stets jede andere durch die gleiche Menge Arbeit produzierte Ware eintauschen oder kaufen. Man wird aber dessenungeachtet nie genau die gleiche Menge Arbeit, die sie produzierte, eintauschen oder kaufen können . . . . . Wenn ein Kapitalist Kapital oder Waren für Arbeit vertauscht, so tauscht er in der That bereits verrichtete Arbeit gegen zu verrichtende Arbeit ein . . . . Zu einer Zeit mögen die Arbeiter so zahlreich sein, dass ein Arbeiter die künftige Arbeit eines Tags für das vorhandene Produkt bereis verrichteter Arbeit einer Stunde anzubieten bereit ist; wogegen zu einer andern Zeit . . . . ein Arbeiter das Produkt von zehn Stunden verrichteter Arbeit für künftige Arbeit von zwölf Stunden erhalten kann . . . . . . Was er (der Arbeiter) produziert oder durch gleiche Mengen von Arbeit erhält, kostet ihn stets das gleiche Opfer und hat daher den nämlichen, es sei nun grossen oder geringen Realwert[2])".

Folgendes ergiebt sich hieraus:

Der Profit des Kapitalisten entspringt daraus, dass er dem Arbeiter einen Arbeitslohn von geringerem Realwert giebt, als dieser dem Produkte durch seine Arbeit zusetzt. Für einen Teil der Stunden, die der Arbeiter arbeitet, erhält er also kein Aequivalent. Gilt nun aber für die Arbeit des Arbeiters, die doch eine Ware ist wie alle andern, nicht das Gesetz, dass stets gleiche Realwerte gegen-

1) l. c. p. 166.
2) l. c. p. 119 f.

einander vertauscht werden? Und wenn dies der Fall ist, wie ist es dann möglich, den Wert der Arbeit seinerseits durch die Arbeit zu bestimmen? Alle diese Fragen löst Mac Culloch aber ganz und gar nicht, wenn er auf den Unterschied von bereits realisierter und erst zu realisierender Arbeit hinweist; dieser Hinweis ist keine Erklärung, sondern kann nur eine Rechtfertigung des Kapitalprofits bedeuten.

Den Versuch, vom philosophischen Standpunkt die Lehre Ricardos zu begründen, weiter auszubauen und gegen die Angriffe von Malthus, und anderen in Schutz zu nehmen, unternahm Thomas de Quincey in zwei Schriften in „The Templars Dialogues" (1822), hauptsächlich aber in seinem grösseren Werk: „The logic of political economy" (Edinburgh und London 1844). Da diese Schriften damals wegen ihres Scharfsinns bedeutendes Aufsehen erregten und thatsächlich viel Interessantes und Originelles bieten, soll an dieser Stelle näher auf sie eingegangen werden.

Zur besseren Veranschaulichung seiner Ansichten über den Wert stellt de Quincey in seinem letzerwähnten Werke folgendes Schema auf:

Erste Beziehung:

Wert (value), als entgegengesetzt dem Nichtwerte (non value), teilt sich in

Gebrauchswert.	Tauschwert.

Zweite Beziehung:

Tauschwert, als entgegengesetzt dem reinen teleologischen Werte (teleologic value), der keinen Preis im Austausch besitzt, teilt sich in

Gebrauchswert (als einen möglichen Grund des Preises).	Kostenwert (value in cost) (als den gewöhnlichen Grund des Preises).

Des Näheren führt er folgendes aus:

Der Gebrauchswert ist von zwei Seiten zu betrachten:

1. Als Gegensatz zum Tauschwert, und in diesem Zusammenhang ist er identisch mit Reichtum (wealth), was zuerst Ricardo erkannt hat. „Der Gebrauchswert, wenn er vollständig losgelöst ist von der Fähigkeit zu kaufen (wholly disengaged from the power of purchasing), nimmt den Namen Reichtum an. Ricardo war der Erste, der den Scharfsinn hatte, zu sehen, dass die Idee des

Reichtums der wahre entgegengesetzte Pol zur Idee des Tauschwerts ist und dass ohne diese regulative Idee (im Kant'schen Sinne) es unmöglich ist, dass die Logik der politischen Oekonomie ihren Pflichten nachkomme"[1]).

2. Zweitens aber muss der Gebrauchswert betrachtet werden in seiner Einwirkung auf den Tauschwert und in diesem Sinne bezeichnet ihn de Quincey auch als affirmativen Wert, der beruhe auf der inneren Geeignetheit des bewerteten Artikels zu irgend einem menschlichen Zwecke, mag nun, wie er den falschen Ansichten Smith's gegenüber betont, dieser Zweck der absurdeste, verruchteste und für den Gebraucher selbst verderblichste sein[2]). Zunächst ist selbstverständlich, dass ohne Gebrauchswert kein Tauschwert möglich ist; jener ist die conditio sine qua non dieses. Sonst aber sind die Fälle, wo der Gebrauchswert den Tauschwert bestimmt, sehr selten und finden nur unter ganz anomalen Umständen statt. Der Preis des Objekts wird dann bestimmt erstens durch seine Wichtigkeit für den Begehrenden und zweitens durch dessen Geldmittel. Es ist das derselbe Fall, wo die bisherigen Oekonomen von einem „Monopolpreis", „Seltenheitspreis" sprachen. Aber „Monopol" oder „Seltenheit" sind nur die negative Bedingung, nicht die Causa sufficiens des Tauschwerts, sie bringen nur die verborgene affirmative Ursache zur Wirkung.

Viel wichtiger als der Gebrauchswert, der überhaupt nur im Falle 2 einen Platz in der politischen Oekonomie hat, ist der Tauschwert, der nicht ein regulatives, sondern ein konstitutives Prinzip für die politische Oekonomie ist. de Quincey unterscheidet zwei Arten von Tauschwert:

1. den Fall, wo der Tauschwert allein vom Gebrauchswert des Dinges bestimmt wird (vgl. Fall 2 oben);

2. den Fall, wo der Tauschwert allein von den Produktionsschwierigkeiten (difficulty of producing, difficulty of attainment) bestimmt wird. Dies tritt in 99 von 100 Fällen ein. Daraus ergiebt sich aber nicht, dass sich innere Nützlichkeit (U) und Produktionsschwierigkeit (D) bei demselben Artikel ausschliessen. Im Gegenteil: in jeder Ware sind stets beide Elemente enthalten. Keins kann abwesend sein; aber jedes von beiden ist ab-

1) The logic of political economy, p. 8.

2) l. c. p. 87.

wechselnd aufgehoben in seiner Wirkung. In 99 von 100 Fällen ist U, wenn auch gegenwärtig, doch unwirksam in seinem Einfluss auf den Preis. Diesen Fall nennt de Quincey auch „negative value“, weil er den ganzen Widerstand darstellt, der sich dem Besitz der Ware entgegenstellt, im Gegensatz zum „affirmative value“, der den ganzen Vorteil repräsentiert, den ganzen positiven Nutzen, den ganzen Machtzuwachs, der Einem aus dem Besitz einer Ware zukommt.

Es giebt also nur zwei entgegengesetzte Wertformen, die für die politische Oekonomie in Betracht kommen: den affirmativen Wert und den negativen Wert[1]). Bei jenem liegt der Wertgrund (the ground of value) in der Nützlichkeit, bei diesem in den Kosten. Streng auseinanderzuhalten ist der Wertgrund und das Wertmass (measure of value). Die letztere Idee ist eine Chimäre, ein Ens rationis, das niemals verwirklicht werden kann. Ein Wertmass ist nicht zufällig unmöglich, sondern es ist unmöglich durch die ganze Beschaffenheit des Begriffs, gerade so wie das Perpetuum mobile. Nach einer scholastischen, von Leibniz wieder aufgenommenen Unterscheidung bezeichnet der Verfasser das Wertmass als ein Principium cognoscendi, den Wertgrund dagegen als ein Principium essendi.

Wenn aber die Kosten als Wertgrund in den weitaus meisten Fällen anzusehen sind, so ist zu fragen: Worin bestehen diese Kosten? In der Arbeit, aber nicht in dem „Werte der Arbeit“ sondern in der „Menge der Arbeit“; denn nur dieser Begriff kann die politische Oekonomie befriedigen, weil nur er der Prüfung seiner letzten Konsequenzen stand hält. Wie kann ein Herstellungsprozess billiger werden? fragt er. „Erstens, wenn durch eine Erfindung ein Teil der Arbeit wegfällt, oder zweitens, wenn irgend ein billigeres Werkzeug oder Material an Stelle eines teureren getreten ist. Aber warum war der verdrängte Artikel teuerer? Einfach weil er mehr Arbeit zu seiner Produktion erfordert[2]).“ Auch darin hat seiner Meinung nach Ricardo recht, dass sich verschieden hohe Arbeitslöhne mit seiner Wertlehre vollkommen vertragen. Die Scala der Verschiedenheiten müsse natürlich zu allererst in Betracht gezogen werden, sie bilde den Ausgangspunkt der ganzen Kalkulation. Der Einwurf S. Bai-

---

1) „There are two great „antithetic“ forms of value and no more: viz . affirmative value . . . . and negative value.“ l. c. p. 84.

2) l. c. p. 96.

ley's (vgl. unten) träfe also Ricardo gar nicht. Ein Einwurf würde nur der Nachweis sein, dass trotz Verdoppelung oder Verdreifachung der Arbeitsquantität, keine Verdoppelung oder Verdreifachung des Produktenpreises eintrete.

Während de Quincey so weit im allgemeinen den Ricardo'schen Lehren zustimmt, tritt er im zweiten Kapitel „Ueber den Marktwert" scharf polemisch gegen ihn auf. Ricardo habe einen grossen Fehler begangen, indem er „Marktpreis" und „aktuellen Preis" identifizierte. Marktpreis sei der richtige Gegensatz von „natürlichem Preis;" „aktueller Preis" hingegen könne zusammenhalten mit „Marktpreis" wie auch mit „natürlichem Preis", sei also nicht gleichbedeutend mit „Marktpreis".

Als eine Folge dieser Verwirrung bezeichnet es de Quincey, dass eine verrückte Maxime (crazy maxim) entstanden sei, die die Welt beherrsche: dass der Preis bestimmt wird oder bestimmt werden kann durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. „Angenommen, bei irgend einer Ware übersteigt das Angebot die Nachfrage um ein Zehntel; kann man hieraus allein schon auf die Höhe des Preises schliessen? Doch ganz offenbar nicht. Hinzukommen muss zur Bestimmung des Preises die Produktionskosten als das Hauptelement. Wenn diese C, das andere bewegliche Moment, ein zu viel oder zu wenig von Angebot, Q, so ist der Marktpreis entweder C + Q oder C — Q oder schliesslich C, wenn Marktpreis nicht Platz greift, sondern natürlicher Preis[1])."

Dagegen folgt er Ricardo ganz in seinen Ausführungen über den Profit. Sie sind die Ueberreste der Löhne (the leavings of wages), das heisst, das, was die Löhne vom Produktenpreise übrig lassen; denn der Produktenpreis spaltet sich in Lohn und Profit. Diese variieren umgekehrt, und zwar kann die Veränderung stets nur von den Arbeitslöhnen ausgehen. An einer andern Stelle nennt er die Profite eine Art von Löhne für das Kapital[1]). Irgend einen Versuch, die Profite zu erklären, unternimmt er ebensowenig, wie irgend ein anderer Oekonom vor ihm.

b) Die sozialistisch-utopistische Richtung.

Wenn diese hier der wissenschaftlichen Richtung gegenübergestellt wird, so soll damit angedeutet werden, dass sich die hierher gehörigen Autoren im Wesentlichen darauf beschränkten, aus der

1) „Profits are a mode of wages upon capital." l. c. p. 223.

Ricardo'schen Arbeitswerttheorie, die ohne Prüfung als richtig acceptiert wird, gewisse sozialistische Folgerungen zu ziehen, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung mehr oder weniger leidenschaftlich anzuklagen und einen idealen Gesellschaftszustand entweder dem gegenwärtigen gegenüberzustellen, oder doch eine vollständige Umwälzung der kapitalistischen Produktions- und Eigentumsordnung aus sittlichen Gründen als notwendig zu behaupten. Sie alle suchen also die Ungerechtigkeiten der heutigen Wirtschaftsordnung aufzudecken und kommen dadurch zu sozialistischen Forderungen. Indem sie so die Ethik zur alleinigen Grundlage ihrer Kritik machen, müssen sie als Utopisten bezeichnet werden. Das schliesst aber keineswegs aus, dass ihre Kritik oft mit vielem Scharfsinn und feiner Beobachtung für die Schäden der modernen Gesellschaft durchgeführt ist. Aus der grossen Zahl dieser Sozialisten[1]) greifen wir hier vier der bedeutendsten heraus: Thomas Hodgskin, William Thompson, John Gray und J. Bray.

Thomas Hodgskin unterscheidet zwischen natürlichen ökonomischen Gesetzen und zwischen gesellschaftlichen Gesetzen (natural laws and social regulations). Da jene ebenso dauernd und sicher sind, wie irgend welche andere Gesetze, welche die materielle Welt regieren[2]), diese dagegen nach keiner erkennbaren Regel (rule) wechseln, so hat sich die Wissenschaft nur mit jenen zu beschäftigen, mit diesen nur insofern, als sie sich mit den natürlichen Gesetzen in Widerspruch setzen. Das ist aber in der heutigen Gesellschaftsordnung der Fall. Der Tauschwert oder der natürliche Preis der Waren, der einzig und allein von der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitsmenge abhängt, wird in ihr zum sozialen Preis; d. h. die Arbeiter können die Waren nicht mehr mit der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitsmenge kaufen, sondern müssen eine höhere Arbeitsmenge als Entgelt dafür geben[3]). Der Grund allen Uebels ist das Privateigentum an Kapital und die Trennung des eigentlichen Arbeiters vom Kapital. Alles Kapital ist das Ergebnis menschlicher Arbeit und nur der menschlichen Arbeit, und in

1) Vgl. Karl Marx: Das Elend der Philosophie, Stuttgart 1895, p. 44 f.

2) Popular political economy. Four lectures delivered at the London Mechanics institution, London 1827. (Nach Marx erschien das Werk zum erstenmal 1822.)

3) l. c. p. 219 sq.

Bezug auf seine Teilnahme an der Produktion können drei Fälle unterschieden werden:

1. Produzent des Kapitals und Produzent der Waren sind eine und dieselbe Person. Hier gehört der ganze Arbeitsertrag unverkürzt dem Produzenten (p. 243, 244).

2. Produzent des Kapitals und Produzent der Waren sind zwei verschiedene Personen. Hier wird das Produkt der kombinierten Arbeit zu entsprechenden Teilen unter beide verteilt werden (p. 244).

3. Das Kapital ist das Eigentum einer Klasse von Personen, die es weder verfertigen, noch es anwenden (p. 245). Dieser Fall ist in der heutigen Gesellschaft die Regel. „Ein Arbeiter produziert oder macht die Instrumente, die ein anderer zur Unterstützung der Produktion anwendet, nicht um wechselseitig in gerechten Proportionen das Produkt ihrer kooperativen Arbeit (co-operating labour) zu teilen, sondern zum Profit einer dritten Partei. Der Kapitalist, als blosser Eigentümer der Instrumente, ist als solcher kein Arbeiter. Er beteiligt sich in keiner Weise an der Produktion . . . . . Er wendet an oder verleiht sein Eigentum, um an dem Produkt oder dem natürlichen Einkommen (natural revenue) des Arbeiters Teil zu nehmen; und jede Accumulation solchen Eigentums in seinen Händen ist eine blosse Ausdehnung seiner Macht über das Produkt der Arbeit und hemmt den Fortschritt des nationalen Reichtums. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, müssen die Arbeiter ihr Produkt mit unproduktiven Müssiggängern teilen, und in demselben Masse wird Weniger vom jährlichen Produkt in der Reproduktion angewandt[1]“. „Im Verhältnis, als Kapital in den Händen einer dritten Partei sich anhäuft, wächst der Gesamtbetrag des Kapitalprofits und entsteht so ein künstliches Hemmnis für Produktion und Bevölkerung[2]“. Für den Arbeiter ist es in der Gegenwart niemals möglich, zu einem komfortablen Leben zu kommen, weil Alles, was er über seinen notwendigen Lebensbedarf hinaus produziert, ihm vom Kapitalisten weggenommen wird.

---

1) „In this wich is on present the case, the labourers must share their produce with unproductive idlers, and to that extent less of the annual produce is employed in reproduction.“ l. c. p. 245.

2) l. c. p. 246.

Eine Rechtfertigung des Kapitalprofits kann Hodgskin auch darin nicht finden, dass er nötig sei, um den Spartrieb und die Industrie zu stimulieren. Sehr fein bemerkt er, dass diese Behauptung ganz unvereinbar sei mit der andern Behauptung, dass die Energie und die Geschicklichkeit der Arbeit proportional wäre ihrem Lohn. „Ich begreife", sagt er, „wie ein Recht, das Produkt anderer Menschen unter dem Namen von Zins oder Profit sich anzueignen, ein Anreiz zur Habgier (cupidity) sein kann; aber ich kann nicht begreifen, wie der Umstand, dass der Lohn des Arbeiters verringert wird, um den Reichtum des Müssiggängers zu vergrössern, die Industrie vermehren und den Fortschritt der Gesellschaft im Wohlstand beschleunigen kann [1])."

Alles Elend, alle Anmut, alle Degradation in der gegenwärtigen Gesellschaft sind also das notwendige Resultat davon, dass mit Verletzung der natürlichen Gesetze der Arbeiter, der doch allen Wert allein schafft, einen Teil seines Produkts ohne Gegenleistung an den Kapitalisten kraft dessen blossen Eigentumsrechts abtreten muss. Für durchaus verkehrt erklärt Hodgskin demgemäss die Behauptung der Oekonomen, dass die gegenwärtige Verteilung des Reichtums ein natürliches Phänomen sei, „obgleich sie in allen ihren Teilen eine greifbare Verletzung (a palpable violation) jenes natürlichen Gesetzes ist, das Wohlstand der Arbeit verleiht, und nur der Arbeit, und obgleich sie nur aufrecht erhalten wird durch eine bewaffnete Macht und durch ein System grausamer und blutiger Gesetze" [2]).

„Das Elend, unter dem unser Volk leidet, und die Armut, die wir alle beklagen, ist nicht durch die Natur verursacht, sondern durch einige soziale Institutionen, die entweder dem Arbeiter nicht erlauben, seine produktive Kraft zu bethätigen, oder ihm einen Teil der Früchte seiner Arbeit raubt (which rob him of its fruits)." Aber Hodgskin entnimmt der Geschichte die Erkenntnis, dass alle Gesellschaften, die auf ungerechter Aneignung fremder Arbeit beruhten — wie die griechischen und römischen Reiche auf der Haussklaverei — zu Grunde gehen müssen, und er schliesst deshalb, dass auch der ungerechte Zustand der heutigen Gesellschaft mit Notwendigkeit verderbliche Folgen nach sich ziehen werde [3]).

1) l. c. p. 254.
2) l. c. p. 267.
3) l. c. p. 30 sq.

Ganz ähnlich ist der Gedankengang bei William Thompson in seinem Werke: „An Inquiry into the Principles of Wealth; most conducive to human happiness; (London 1824; hier citiert nach der Ausgabe von 1850). Arbeit ist nach ihm die alleinige Quelle sowohl allen Reichtums (labour is the sole parent of wealth), wie auch allen Tauschwerts: „Wenn wir ein Gebrauchsgut schätzen (value), so ist es in der That die in ihrer Fabrikation sowie in der Auffindung und Zurichtung des Rohmaterials konzentrierte Arbeit, die wir schätzen“ Da nun die Arbeit allein allen Reichtum, allen Wert schafft, so gebührt auch ihr das Recht auf den unverkürzten Ertrag ihrer Arbeit. Dieses Recht besitzt sie aber in der heutigen Gesellschaft nicht, sondern ein Teil des Arbeitsertrags wird dem Arbeiter mit Gewalt weggenommen. „Es ist gleichgültig, mit welchem Namen man den Räuber (the spoiler) benennt, ob sein Handeln nun als klug, tapfer und verdienstvoll gelten mag, wie unter den nomadisierenden Arabern, ob es als ungesetzlich gelten mag, wie in den flagranten Fällen bei den sogenannten civilisierten Nationen, oder ob die Wegnahme gesetzlich sanktionirt sei, in jedem Fall ist die einzige Frage, um die es sich handelt: Ist die Wegnahme freiwillig oder ist sie erzwungen?) [1]“ Thompson tritt daher für einen Gesellschaftszustand ein, wo das Produkt keines Mannes Arbeit, noch die Arbeit, noch ein Teil von ihm, dem Arbeiter weggenommen werden kann, ohne ein Aequivalent, das er für befriedigend hält. Es dürfte stets nur ein freiwilliger Austausch (voluntary exchange) stattfinden, und dies Prinzip müsse auch vor allem für den Arbeiter gelten. —

Dass die Freiheit des Arbeitsvertrags in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nur eine scheinbare sei, erkennt auch John Gray an. „Kein ungeheuerlicheres Wirtschaftssystem“, ruft er aus, „kann ausgedacht werden . . . . als das, welches den armen Mann zwingt, durch öffentliche Konkurrenz seine Arbeit zu verkaufen.“ „Wir haben nominell ein System wirtschaftlicher Freiheit, aber in Wirklichkeit ein System wirtschaftlicher Sklaverei [1].“ Er bestreitet indes nicht, dass die Leitung und Ueberwachung der Arbeit für die Produktion ebenso wesentlich ist, wie die Arbeit selbst, und dass diese Produktionsleiter, die in der heutigen Gesellschaft meist die Unternehmer selbst sind, da-

1) The social system: A treatise on the principles of exchange, Edinburgh 1831, p. 236.

für ein Entgelt erhalten müssen. Aber die Löhne dieser Leiter müssten eine fixe Summe sein, die eine bestimmte Beziehung zum Preise der gewöhnlichen Arbeit habe, wenn sie auch bedeutend höher sein müssten [1]). Abgesehen von dieser Entschädigung für die Leiter der Produktion, gebührt dem Arbeiter das ganze Arbeitsprodukt. Er tritt daher für Gesetze ein, die den Arbeitslohn auf den Arbeitsertrag festsetzen (of fixing the rate of wages at the result of labor), mit möglichst geringem Abzug zum Unterhalt der unproduktiven Arbeit. „Nicht nur würde das Eigentum der Arbeiter durch so festgesetzte Löhne nicht verletzt werden, sondern es wird immer verletzt werden, bis sie so festgesetzt sind." Die von der politischen Oekonomie gegebene Definition der natürlichen Lohnrate bedeute die mindest erforderliche Summe, um leben zu können und dieselbe elende Rasse von Arbeitern fortzupflanzen. „Im Gegensatz hierzu sage ich, dass die natürliche Lohnrate das ganze Arbeitsprodukt ist, nur mit dem oben erwähnten Abzug [2])." So radikal die Anschauungen John Gray's auch sind, so verwirft er doch die Gleichheit im Einkommen für seinen Idealstaat als ungerecht im Prinzip und ganz unpraktisch (quite impracticable). Je nach der Verantwortlichkeit und höheren Qualifikation müsste auch die Entlohnung eine sehr verschiedene sein.

Am schärfsten aber hat wohl J. J. Bray alle sozialistischen Konsequenzen aus der Ricardo'schen Lehre gezogen. „Jeder Mensch" erklärt er, „hat ein unzweifelhaftes Recht auf Alles, was seine ehrliche Arbeit ihm verschaffen kann. Wenn er sich so die Früchte seiner Arbeit aneignet, begeht er keine Ungerechtigkeit gegen die anderen Menschen, denn er beeinträchtigt nicht dem andern sein Recht, ebenso zu handeln [3])." Dieses ethische Postulat sei aber gegenwärtig infolge der Ungleichheit des Besitzes und des Gegensatzes von Kapitalisten und Arbeitern nicht erfüllt. Denn die höchste Gerechtigkeit fordert, dass immer gleiche Werte gegeneinander vertauscht werden. Der Kapitalist aber giebt kraft seines Eigentumsrechts am Kapital dem Arbeiter nur einen Teil desjenigen Werts als Lohn, den jener dem Produkt zusetzt. „Die Vereinbarung zwischen Arbeitern und Kapitalisten ist eine blosse Komödie:

1) l. c. p. 105.

2) l. c. p. 242.

3) Labours wrongs and labours remedy. Leeds 1839. p. 33.

thatsächlich ist sie in Tausenden von Fällen nichts anderes als ein unverschämter, wenn auch gesetzlicher Raub (a bare-faced though legal robbery[1])." Solange die Gesellschaft in Kapitalisten und Produzenten geteilt sei, und die letzeren von ihrer Arbeit leben, während jene sich vom Profit dieser Arbeit mästeten, könne der Tausch nicht gleich sein, und werde der Profit des Unternehmers stets ein Abzug von dem dem Arbeiter gebührenden vollen Arbeitsertrag sein. Da also die Einrichtung des Eigentums, wie es gegenwärtig bestehe, die Ursache jeder sozialen und politischen Ungerechtigkeit sei, so müsse der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft von Grund aus umgestürzt werden. An Stelle des heutigen sozialen Systems verlangt demgemäss Bray zunächst, als Uebergangsstadium zu einer vollkommenen kommunistischen Wirtschaftsordnung, die Einführung der Gleichheit der Arbeit und des Tausches, wobei nur der wirklich Arbeitende Reichtum erwerben könne, und Profit und Zinsen von selbst verschwinden werden.

B. Die unbedingten Gegner Ricardo's.

Als erster prinzipieller Gegner Ricardo's trat der Oberst Torrens auf in seinem Buche: An Essay on the Production of Wealth, with an Appendix, in which the Principles of Political Economy are applied to the actual Circumstances of this Country, London 1821. Er beginnt mit der Klarstellung der Begriffe Reichtum, Gebrauchswert, Tauschwert. Reichtum (wealth) ist die Summe aller derjenigen Artikel, die nützlich und begehrenswert für den Menschen sind, und die zu beschaffen und zu erhalten einen gewissen Grad freiwilliger Anstrengung oder Arbeit erfordert. Gebrauchswert (value in use) besitzt jeder Artikel, der nützlich ist; Gebrauchswert ist dasselbe wie Nützlichkeit. Tauschwert (value in exchange) ist abhängig von dem Zustand der Gesellschaft und kann nur eintreten in einer Tauschwirtschaft, während naturgemäss bei blosser Naturalwirtschaft von einem Tauschwert der Produkte nicht die Rede sein kann. Reichtum kann also weder aus Gebrauchswert bestehen, weil Sachen Gebrauchswert haben, die keine Arbeit erfordern; noch aus Tauschwert, weil Reichtum möglich ist, ohne dass Tauschwert existirt. Das letztere betont Torrens ganz besonders: „Tauschwert macht also

[1] l. c. p. 50.

keineswegs Reichtum aus; Reichtum ist unabhängig vom Tauschwert[1])." „Tauschwert, abhängig von dem Willem und der Fähigkeit ein Ding für ein anderes zu geben, ist ein Accidens, ein zufälliger Umstand, der bisweilen ist und bisweilen nicht." Dennoch ist er ein Accidens, das dem Reichtum sehr allgemein zukommt, und das einen wichtigen Einfluss sowohl auf seine Formation wie auf seine Distribution ausübt; aus welchem Grunde eine genaue Analyse der Natur des Tauschwerts unbedingt erforderlich ist.

Zu diesem Zweck nimmt Torrens drei geschichtliche Perioden an:

1. Die Zeit, wo keine Arbeitsteilung herrschte, und der Tausch zu den Ausnahmen gehörte. Hier ist allein die Dringlichkeit massgebend, ein Austausch gleicher Arbeitsquantitäten findet sonach nicht statt, wie dies Ricardo und Smith angenommen hatten.

2. Anders in der Zeit, „wo die Häufigkeit des Austausches anfängt, zu dauernder Arbeitsteilung zu führen". Da jeder das Mehrprodukt seiner Arbeit so gegen das Mehrprodukt der Arbeit anderer austauschen will, dass er sich mindestens in ebenso guter Lage befindet, als wenn er die verschiedenen Arbeiten noch selbst verrichtete, so ergiebt sich schliesslich, dass gleiche Arbeit gegen gleiche Arbeit ausgetauscht wird. Durch Anwendung irgend welcher Geräte oder Werkzeuge, die selbst Produkte vorausgegangener Arbeit, wird dies Prinzip nicht umgestossen.

3. Die Zeit, in der Kapitalisten und Arbeiter sich in zwei verschiedene Klassen geteilt haben, d. h. die gegenwärtige Periode. Hier ist das den Austausch der Waren beherrschende Gesetz dieses, dass, Waren auf die gleiche Kapitalien verausgabt wurden, von gleichem Wert sein müssen, weil die Konkurrenz jeden Kapitalisten zwingt, seine Waren auf dieser Grundlage zu verkaufen. Eine Ausnahme von dieser Regel wird weder veranlasst dadurch, dass gleiche Quantitäten angehäufter Arbeit (accumulated labour) verschiedene Quantitäten unmittelbarer Arbeit in Bewegung setzen, noch dadurch, dass Kapitale von gleicher Grösse verschiedene Grade der Dauerhaftigkeit besitzen, welches Resultat Torrens natürlich nur dadurch erreichen kann, dass er, wie alle Oekonomen sonst, den Kapitalprofit als etwas Gegebenes, Festes, nicht zu Erklärendes betrachtet. Zugeben muss er freilich trotzdem, dass das

---

1) l. c. p. 10.

Gesetz durch die Umlaufsgeschwindigkeit des Kapitals, durch die Verschiedenheit des Risikos, der Unbeliebtheit u. s. w. wesentlich affiziert wird[1]). Vollständig ausgenommen von diesem Gesetz sind überdies alle Waren, die natürlichen oder künstlichen Monopolen unterliegen. Sehr verschieden verhalten sich hierbei Luxusartikel und notwendige Bedürfnisartikel. Für jene giebt es keine Grenze im Steigen des Tauschwerts als den Reichtum und den Grad des Verlangens ihrer Konsumenten; für diese dagegen kann er nie so hoch steigen, dass das Produkt einer Tagesarbeit oder eines Kapitals, welches hinreicht, eine Tagesarbeit in Bewegung zu setzen, nicht gleichwertig ist den Subsistenzmitteln eines Tages.(!)

Nicht zu verwechseln mit dem Tauschwert einer Ware ist ihr Preis. Tauschwert drückt die Kaufkraft aus mit Bezug auf die Waren im allgemeinen; Preis bezeichnet dieselbe Kraft mit Bezug auf irgend eine besondere Ware. Es giebt zwei Arten von Preis: Marktpreis und natürlicher Preis. Natürlicher Preis ist dasselbe wie die Produktionskosten; er fast das zusammen, was wir hingeben müssen, um einen Artikel von der Natur zu erhalten, schliesst also die Profitrate noch nicht in sich ein. Dadurch gerade unterscheidet er sich von Marktpreis, der durch die Summe von Produktionskosten und Profitrate bestimmt wird. Den Kapitalprofit als Teil der Produktionskosten hinzustellen, verwirft Torrens als „unphilosophisch und absurd". Wie entstehen nun aber die Kapitalprofite? Sie sind nach ihm eine Neuschöpfung, die infolge der Kapitalauslagen in Existenz treten. „Der Profit ist seinem Wesen nach ein Zuwachs (surplus) — eine Neuschöpfung (new creation) — hinaus über all das, was notwendig ist, die Produktionskosten oder mit anderen Worten das vorgeschossene Kapital zu ersetzen." Er wird während des Produktionsprozesses geschaffen, fügt er noch hinzu, ohne aber zu sagen, wie? Dass seiner Ansicht nach aber der Profit etwas dem Kapital als solchem Inhärentes, zeigt eine andere Stelle seines Werks:

Die wirksame Nachfrage nach Arbeit, bemerkt er da[2]), besteht in dem Anbieten von genau der Quantität der Dinge, die ver-

1) l. c. p. 40.
2) l. c. p. 355.

braucht sind, um sie auf den Markt zu bringen. Daher, folgert er, würde eine von einem Arbeiter ohne Kapital produzierte Ware dann wirksame Nachfrage haben, wenn die angebotene Menge gleich ist den Subsistenzmitteln der Arbeit. Produkte, die blosse Erzeugnisse unmittelbarer Arbeit, müssten sonach das eine Mal, wenn sie dem Arbeiter selbst gehören, zu einem um den Profitsatz niedrigeren Preis verkauft werden, als wenn sie „Kapital" werden, d. h. den Kapitalisten gehören! Die Verwirrung des Autors kommt daher, dass er das eine Mal unter Kapital den gesamten Vorschuss des Kapitalisten versteht, das andere Mal nur die materiellen Hilfsmittel der Produktion, Werkzeug, Maschinen, Gebäude etc.

Wir sind hierbei auf die Theorie von Angebot und Nachfrage gekommen, die Torrens im sechsten Abschnitt des sechsten Kapitels entwickelt. Er macht hier den ebenso interessanten wie schwierigen Versuch, die Wechselbeziehungen von Nachfrage und Angebot zu erforschen, und die Frage zu lösen, ob die Erhöhung des Angebots die Ursache einer Erhöhung der Nachfrage ist oder umgekehrt, und kommt im Allgemeinen zum Ergebnis, dass erhöhtes Angebot die einzige Ursache von erhöhter wirksamer Nachfrage ist[1]).

Als das grosse praktische Problem der ökonomischen Wissenschaft betrachtet er es, die Produktion so einzurichten (proportion), dass Angebot und Nachfrage im Verhältnis der Gleichheit stehen; oder das Gleiche besser ausgedrückt: „dass die Menge der Kapitalbestandteile (ingredients of capital), die zu Markte gebracht werden zum Austausch gegen andere Waren, mindestens gleich sind der Menge der Bestandteile, die bei der Produktion dieser Ware verausgabt sind" [2]).

Wenn auch in der That die Theorien Torrens' in ihrer Grundlage durchaus unvereinbar mit den Lehren Ricardos sind, so wurden sie doch von den Ricardianern so wenig für denselben widersprechend gehalten, dass z. B. Mac Culloch erklären konnte, sie fielen vollständig mit der Ricardo'schen Wertlehre zusammen. Viel schroffer indessen als von Torrens wurden Ricardo und seine Schüler von Samuel Bailey angegriffen, der in einer für seine Zeit sehr umfangreichen Schrift das Wertproblem erörterte und die damals herrschende Schule mit solcher Schärfe und Rück-

---

1) l. c. p. 348.
2) l. c. p. 370.

sichtslosigkeit bekämpfte, dass er sich dafür heftige Angriffe seitens der Ricardianer zuzog, worauf er in einer weiteren kleinen Schrift reagierte.

Seine Hauptschrift, eine kritische Abhandlung über die Natur, Masse und Ursachen des Wertes[1]) zerfällt dem Inhalt nach in zwei Teile: im ersten analysiert er die Natur des Wertbegriffs und untersucht an der Hand der gewonnenen Resultate die Möglichkeit und die Bedeutung von Wertmassen; im zweiten Teil bemüht er sich die Ursachen des Wertes aufzufinden.

Wert (value) ist nach ihm nicht die blosse Schätzung (esteem) der ein einzelnes Objekt unterliegt, sondern Wert schliesst in sich die Vergleichung zweier oder mehrerer Objekte als Gegenstände einer Auswahl oder eines Austausches. Diese vergleichende Schätzung mehrerer Objekte kann sich nicht anders ausdrücken als in einem bestimmten Quantitätsverhältnis eines Objekts zu einem anderen; z. B. 1 A wird von uns ebenso geschätzt wie 2 B, bedeutet, dass 1 A im Werte gleich ist 2 B. Der Wert eines Objekts kann sich also nicht anders ausdrücken als in einer bestimmten Quantität eines andern Objekts, und darum ist die Definition Smith's zutreffend, dass der Wert bedeute „die Fähigkeit, andere Sachen zu erlangen, welche der Besitz eines Objekts verleiht.“ Wert ist seinem Wesen nach etwas Relatives und kann sonach niemals etwas Positives oder Inneres bezeichnen, sondern nur die Relation, in der zwei Sachen zu einander als austauschbare Waren stehen[2]). Als notwendige Konsequenz ergiebt sich hieraus, dass sich der Wert eines der verglichenen Objekte nie ändern kann, ohne dass sich der Wert des andern Objekts in demselben Masse, aber in umgekehrter Richtung verändert; ebenso wie sich die Entfernung der Sonne von der Erde nicht ändern kann, ohne dass sich die Entfernung der Erde von der Sonne ändert.

Dieser Wertbegriff ist auch von Ricardo acceptiert worden, der ja an verschiedenen Stellen betont, dass er nur vom relativen Wert der Ware handele. Bailey weist nun aber unwider-

1) A critical dissertation on the nature, measures and causes of value; chiefly in reference to the writings of Mr. Ricardo and his followers, London 1825.

2) „Value denotes consequently nothing positive or intrinsic, but merely the relation in which two objects stand to each other as exchangeable commodities.“ l. c. p. 4 sq.

lediglich nach, dass sich Ricardo mehrfach mit seiner eigenen Wertdefinition in schroffsten Widerspruch gesetzt hat, indem er den Wert aus etwas Aeusserlichem, Relativem zu etwas Innerem, Absolutem gemacht habe.

Ricardo behauptet, dass eine Ware, die stets mit der gleichen Arbeitsmenge produziert wird, stets gleichen Wert habe, dass eine bestimmte Anzahl Arbeier, so verschieden auch die Masse des Produkts je nach der steigenden Produktivität der Arbeit sein mag, in der gleichen Zeit stets den gleichen Wert produziere; er behauptet ferner, dass eine Ware ihren Wert behalten kann, während eine andere in ihrem Wert sinke. Hat es aber, sagt Bailey, einen Sinn, zu sagen, dass B im Verhältnis zu A im Wert gefallen sei, während A im Verhältnis zu B im Wert stationär bleibt? Fasst man den Wert als etwas Relatives, so handelt es sich einzig und allein um die Proportionen, in denen sich die einzelnen Waren gegeneinander austauschen, und da ist ohne Weiteres klar, dass Ursachen, die den Wert einer Ware, d. h. ihr Austauschverhältnis zu allen andern Waren, auch den Wert dieser andern Waren beeinflussen müssen. Das Einzige, was man nachweisen kann, ist, von welcher Ware die Wertveränderungen ihren Ausgang genommen haben, d. h. also, bei welcher Ware sich die Produktionsbedingungen, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage etc. verändert haben.

Derselbe Fehler wird Ricardo nachgewiesen bei seinen Ausführungen über einen unveränderlichen Wertmassstab, sowie über die Verschiedenheiten von Wert und Reichtum. Als Wertmass dient eine Ware, wenn zwei oder mehr andere Waren ihren Wert in einer bestimmten Quantität von ihr ausdrücken. Sind die Gleichungen bekannt: A = C und 2 B = C, so folgt, dass 1 A = 2 B oder B = $^1/_2$ A. C dient hier als Wertmass. Wenn nun auch — wenigstens theoretisch — jede Ware als Wertmass dienen kann, so kann sie doch stets nur in einem gegebenen Zeitpunkt als Wertmass benutzt werden. Es ist unmöglich, dass ein Wertmass existiert, welches die Wertveränderungen einer und derselben Ware messen und fixieren könnte, da zwischen Waren zu verschiedenen Zeiten überhaupt keine Wertrelation besteht. Wenn bekannt ist, dass vor hundert Jahren 1 A = 1 B war und heute 1 A = 2B ist, so ergiebt sich daraus lediglich, dass A im Verhältnis zu B ums Doppelte im Wert gestiegen, B im Verhältnis zu A auf die Hälfte im Werte gefallen ist. Von irgend

einer Wertbeziehung zwischen dem A vor hundert Jahren und dem A von heute kann keine Rede sein. Nach Ricardos Meinung jedoch könnte eine stets mit derselben Arbeitsmenge hergestellte Ware für alle unter gleichen Bedingungen produzierten Waren ein genaues Wertmass sein und alle Wertveränderungen dieser Waren anzeigen. — Ebenso unhaltbar und aus denselben Gründen sind Ricardo's Ausführungen in dem Kapitel über die Verschiedenheiten von Wert und Reichtum, worauf hier nicht näher eingegangen zu werden braucht [1]).

Im zweiten Teil (X. und XI. Kapitel) seiner Abhandlung nimmt Bailey vor Allem eine scharfe Trennung der Begriffe „Wertmass" (measure of value) und „W e r t u r s a c h e" (cause of value) vor, die bisher von den Oekonomen in ganz unzulässiger Weise durcheinander geworfen und als synonym behandelt wurden. Er zeigt dies am Beispiel von Smith und Ricardo, welch' Letzterer die Arbeit sowohl als Wertursache wie als exaktes Wertmass bezeichnet hatte. Auf den Einwand, dass so verschieden b e g r i f f l i c h auch Weatursache und Wertmass sind, dennoch e i n Ding (die Arbeit) sowohl Wertursache wie Wertmass sein könne, vermag Bailey nur zu erwidern, dass die Arbeit, weil man von keiner Ware wisse, wieviel Arbeit sie gekostet habe, jedenfalls kein praktisch brauchbares Wertmass und darum wertlos sei [2]).

Was nun die Ursachen des Werts anlangt, so ist eine Untersuchung derselben nach Bailey's Ansicht „eine Untersuchung derjenigen äusseren Verhältnisse (external circumstances), welche so beständig (steadily) auf den Geist der Menschen wirken beim Austausch der Notwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, dass sie Schlussfolgerungen und Berechnungen unterworfen werden können. Diese Verhältnisse wirken entweder direkt auf den Geist als Erwägungen, die unmittelbar seine Ansichten beeinflussen, oder sie wirken indirekt dadurch, dass sie lediglich gewisse gleichförmige Erwägungen erzeugen. In jedem Fall müssen sie, wenn sie stetig in ihrer Wirksamkeit sind, als Ursachen des Werts betrachtet werden" [3]). Welches sind nun die Ursachen, welche bewirken, dass die Waren in bestimmten Quantitäten gegenein-

1) l. c. Ch. IX.

2) „A measure of value, which cannot be practicaly applied, is worthless." l. c. p. 177.

3) l. c. p. 180 sq.

ander ausgetauscht werden? Zur Beantwortung dieser Frage sind die Waren in drei Arten einzuteilen:

1. Waren, die einem natürlichen oder zufälligen Monopol unterliegen. Das Monopol kann wiederum im Besitz einer einzigen Person oder mehrerer Personen sein. In jenem Fall hängt der Tauschwert der Waren ganz allein vom Reichtum der Käufer und ihrer Schätzung der Ware ab; in diesen findet aber auch unter den Verkäufern eine Konkurrenz statt, die stets zur Folge hat, dass das ganze vorhandene Produkt auf den Markt geworfen wird, und dass jeder Produzent möglichst viel produziert, solange ihm nur noch der Durchschnittspreis einen höheren als den gewöhnlichen Profitsatz giebt[1]);

2. Waren, die beliebig vermehrbar sind, aber nur zu stets wachsenden Kosten: Getreide, Rohprodukte, Metalle, Kohlen u. s. w. Die Ursache des Werts dieser Waren ist nicht die Menge von Kapital und Arbeit, die auf ihre Produktion verwandt wurde, sondern das Verhältnis von Angebot und Nachfrage oder die Konkurrenz der Käufer. Die Produktionskosten der nächst schlechten Art von Boden bildet nur die Grenze, welche dem ungemessenen Steigen des Tauschwerts der Produkte gesetzt ist. Die Produktionskosten regulieren also den Wert, aber sie verursachen ihn nicht[2]);

3. diejenigen Waren, auf welche die Konkurrenz ohne Einschränkung wirkt (on which competition acts without restraint). Hier liegt gar kein Monopol vor, und es sind daher einzig und allein die Produktionskosten, die das Austauschverhältnis der Waren bestimmen. Den Streit, ob die Produktionskosten aus Arbeit oder aus Kapital bestehen, entscheidet Bailey dahin, dass das, was der Arbeiter ohne Kapital produziert, nur Arbeit kostet, was dagegen der Kapitalist mittelst seines Kapitals produziert, nur Kapital kostet. Den Einwand, dass den Wert durch das Kapital bestimmen, nur hiesse, Produkte durch Produkte d. h. durch sich selbst bestimmen, weist er zurück, weil es sehr wohl einen Sinn habe, ein Ding als die nächste Ursache (proximate cause) eines anderen anzusehen, wenn auch vielleicht ein anderes (die Arbeit) die entfernte Ursache (remote cause) desselben sei. Demgemäss

1) l. c. p. 185 sqq.
2) l. c. p. 193 sqq.

ist bei der herrschenden kapitalistischen Produktionsweise der verausgabte Kapitalbetrag (the amount of capital expended) die hauptsächliche, wenn auch nicht die einzige Ursache des Wertes. Dass der Warenwert nicht durch die aufgewandte Arbeitsmenge bestimmt wird, dass sich die Produktionskosten also nicht in letzter Linie in Arbeit auflösen lassen, ist schon durch Ricardo selbst bewiesen. Denn

1. giebt er zu, dass verschiedene Qualitäten von Arbeit sich auch in verschiedenen Werten realisieren, was selbst für den Fall, dass seine unbewiesene Behauptung, dass sich nämlich die Schätzungsscala der verschiedenen Arbeitsqualitäten nicht oder sehr wenig ändere, richtig wäre, dennoch bewiese, dass die Qualität der Arbeit ebenso gut eine Wertursache ist, wie die Quantität.

2. Hat Ricardo selbst zahlreiche Beispiele angeführt, wo infolge von Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Kapitale, infolge der Verschiedenheit der Umlaufszeit, infolge von Veränderungen im Wert der Arbeit sich Waren gegeneinander austauschen, die keineswegs die gleiche Arbeitsmenge gekostet haben. Dazu kommt aber noch, dass auch in die Produktion solcher Waren, auf welche die Konkurrenz uneingeschränkt wirkt, Waren der ersten und zweiten Sorte eingehen, so dass der Wert des vollendeten Produkts auch aus diesen Grunde keineswegs in Arbeit auflösbar ist. Und diese Fälle sind äusserst zahlreich, denn die Seltenheit oder das Monopol sind eine sehr ausgedehnte Quelle des Werts[1]). „Die Lehre“, ruft Bailey aus, „dass die Werte der Waren die respektiven, zu ihrer Produktion erforderten Arbeitsmengen repräsentieren, was ein direkter Folgesatz aus der Annahme ist, dass Waren sich ihrem Werte nach verhalten, wie die Herstellungsarbeit ihrer Menge nach, kann also unmöglich wahr sein.“

Die Ursache aller dieser Fehlschlüsse sieht Bailey darin, dass sich viele Oekonomen eine zu hohe Aufgabe stellen. „Sie suchen alle Wertursachen in eine aufzulösen und so die Wissenschaft zu einer Einfachheit zu reduzieren, die sie nicht zulässt . . . . . Alles, was in Wirklichkeit in diesem Punkt erreicht werden kann, ist, die verschiedenen Wertursachen festzustellen . . . . . Wenn Ricardo wirklich die politische Oekonomie bereichert hat mit neuen und wichtigen Wahrheiten, ... so können wir doch ruhig (safely) aus-

1) l. c. p. 229.

sprechen, dass sie nicht hervorgegangen sind aus der Lehre, dass die bei der Produktion aufgewandte Arbeit das einzige bestimmende Prinzip des Wertes der Waren ist."

Aus seiner Ansicht über die Natur des Wertes ergiebt sich auch folgerichtig seine abweichende Stellungnahme zur Ricardo'schen Profittheorie. Dieser hatte behauptet, dass eine jede Steigerung im Arbeitslohn notwendig mit einem Sinken der Profitrate verbunden sei. Nun ergiebt sich aber, wenn man den Wert der Arbeit als ihren Wert in Bezug auf Lebensmittel u. s. w. fasst, dass bei gesteigerter Produktivität der Arbeit der Wert der Arbeit stationär bleiben und sogar sich steigern kann, während die Profitrate auch ihrerseits steigt! Die Ricardo'sche Theorie ist nach Bailey's Meinung also nur gültig unter der Voraussetzung einer gleichbleiben Produktivität der Arbeit[1]).

An einem ganz anderen Punkte als Torrens und Bailey setzten mit ihrer Kritik der Ricardo'schen Wertlehre ein Malthus, Atkinson und Macleod. Sie alle drei versuchen den Nachweis zu erbringen, dass das regulierende Wertprinzip nicht in der Arbeitsmenge, auch nicht in den Produktionskosten, sondern im Verhältnis von Nachfrage und Angebot liege.

Nach Malthus ist das Verhältnis von Angebot und Nachfrage nicht als reines Quantitätsverhältnis aufzufassen, und auch der Zusatz „effektive" Nachfrage und „effektives" Angebot reicht nicht aus. Der entscheidende Punkt ist vielmehr die Intensität der Nachfrage (l'intensité de la demande). Verdoppelt sich z. B. die Zahl der Nachfragenden oder vermindert sich das Warenangebot um die Hälfte, so kann sich der Preis nur dann erhöhen, wenn eine gleiche Anzahl von Käufern wie früher bereit ist, einen höheren Preis zu zahlen, d. h. wenn die Intensität der Nachfrage gestiegen ist. Andrerseits: vermindert sich die Zahl der Nachfragenden, oder vermehrt sich die Zahl der angebotenen Waren, so wird der Preis nur dann sinken, wenn die Intensität der Nachfrage sinkt, d. h. wenn eine geringere Intensität der Nachfrage hinreicht, um eine gleiche Warenmenge durch Kauf zu erlangen. Durch diese Formel glaubt Malthus nicht nur den Marktpreis (le prix courant), sondern auch den natürlichen Preis (le prix naturel), im

1) l. c. p. 55 sqq.

2) Principes d'économie politique. Collection des principaux économistes, t. 8. Uebersetzt nach der 2. Ausgabe von 1836. Paris 1847.

Smith'schen Sinne, bestimmen zu können. Den Produktionskosten schreibt er bei der Bildung des natürlichen Preises nur eine subsidiäre Bedeutung zu. „.... Die Produktionskosten üben nur insoweit einen Einfluss auf den Preis der Waren aus, als die Wiederersetzung dieser Kosten notwendig ist, damit die Waren weiterhin in den gehörigen Mengen produziert werden[1]." Die Produktionskosten affizieren den Tauschwert der Waren stets nur insofern, als sie das Verhältnis von Angebot und Nachfrage affizieren. Angenommen z. B. die Produktionskosten für irgend eine Ware steigen, so steigt entweder die Intensität der Nachfrage gleichfalls oder sie bleibt dieselbe oder sie sinkt gegen früher. Im ersten Falle wird der Preis der Waren sich entsprechend den Produktionskosten erhöhen, aber nicht, weil diese gestiegen sind, sondern weil die Intensität der Nachfrage zugenommen hat. Im zweiten Falle wird das Angebot der Waren solange sich vermindern, bis die Nachfrage die erhöhten Produktionskosten zurückerstattet, d. h. bis die Intensität der Nachfrage steigt. Im dritten Fall endlich wird genau derselbe Erfolg eintreten. In allen drei Fällen ist der Preis der Ware gestiegen, nicht weil die Produktionskosten in die Höhe gegangen sind, sondern weil die Intensität der Nachfrage sich erhöht hat, d. h. weil eine thatsächliche Veränderung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage eingetreten ist.

„Wenn man die Ausdrücke Angebot und Nachfrage in dem Sinne anwendet, den wir ihnen gegeben haben, giebt es keine Frage des zeitweiligen oder des dauernden Preises, die man nicht lösen könnte; und in allen Fällen des Marktes und des Verkaufs wird man mit Recht sagen können, dass der Preis abhängt von der Beziehung zwischen Nachfrage und Angebot, oder dass er variiert im direkten Verhältnis zur Nachfrage, d. h. dem Gelde, das geboten wird, und im umgekehrten Verhältnis zum Angebot[2]." Das Prinzip des Angebots und der Nachfrage „ist das erste Prinzip, das den natürlichen und notwendigen Preis, ebenso gut wie den Marktpreis regelt, mit dem einzigen Unterschied, dass der erstere sich bestimmt nach dem gewöhnlichen und mittleren Verhältnis von Angebot und Nachfrage, und dass der zweite, wenn

1) l. c. p. 65.
2) l. c. p. 63

er vom ersten abweicht, von dem aussergewöhnlichen und zufälligen Verhältnis von Angebot und Nachfrage abhängt“ [1]).

Malthus begnügt sich aber nicht, diese seine neue Theorie der Ricardo'schen Theorie gegenüberzustellen, er unternimmt es auch negativ die Verkehrtheit derselben nachzuweisen. Nach ihm existierte schon in den ältesten Zeiten Kapital, das einen Profit abwerfen musste, so dass Gegenstände, deren Herstellung längere Zeit erforderte, einen höheren Tauchwert erzielten, als diejenigen deren Herstellung kürzere Zeit beanspruchte, obwohl in beiden Fällen die aufgewandte Arbeitsmenge die gleiche gewesen sein mochte. Dazu kommt in den civilisierten Ländern die Verschiedenheit der Zusammensetzung der Kapitale aus fixem und cirkulierendem Kapital, die Unterschiede der Umlaufszeit u. s. w. Diejenigen Produkte werden bei einem Steigen der Arbeitslöhne im Preise sinken, in denen die Profite das Hauptelement der Produktionskosten gebildet haben. Was wird also aus der Ricardo'schen Arbeitswertlehre? fragt er und fährt fort: „Es zeigt sich jetzt, dass der Preis aller Objekte, weit entfernt davon, unveränderlich zu bleiben, solange die der Produktion gewidmete Arbeitsmenge sich nicht verändert, im Gegenteil dahin tendiert, den Schwankungen, welche auf die Profitrate wirken, zu folgen, und zwar infolge wohlbekannter Gründe, deren Einfluss konstant und allgemein zu sein scheint [2]).“ Auch darin tritt er Ricardo entgegen, dass die Arbeitsmenge, die eine Ware auf dem Markte kaufen könne, kein unveränderlicher Wertmassstab sei; für jede Zeit und für jeden Ort seien diejenigen Waren im Tauschwert gleich, die dieselbe Summe derselben Arbeit kaufen können. Er vermag jedoch diese Smith'sche Behauptung nicht mit neuen Argumenten zu unterstützen.

Einen ähnlichen Weg wie Malthus schlug auch William Atkinson ein. In der ursprünglich herrschenden Naturalwirtschaft kann — wie er darlegt — von Tauschwert noch keine Rede sein; erst wenn auf Grund einer gewissen Arbeitsteilung eine wechselseitige Nachfrage nach einzelnen Produkten entsteht, bildet sich ein Tauschwert (the great principle of value, exchange value, springs up, caused by demand) [3]).

---

1) l. c. p. 72.

2) l. c. p. 83.

3) Principles of social and political economy, London 1858, Vol. I, p. 323, 327. Erschienen ist das Werk 1840.

Die Ursache allen Wertes ist also die Nachfrage, eine andere Ursache giebt es nicht. Alle Veränderungen im Werte der Waren sind die Folge von Veränderungen im Verhältnis von Angebot und Nachfrage. „. . . . . Keine Nachfrage — Resultat — kein Wert; Nachfrage — Resultat — Wert; vermehrte Nachfrage ohne entsprechend vermehrtes Angebot — Resultat — erhöhter Wert; verminderte Nachfrage bei unvermindertem Angebot — Resultat — verminderter Wert[1].“

Den früheren Autoren, namentlich Locke und Smith wirft er vor, dass sie die Arbeit, das Mittel, durch die uns alle Waren verschafft werden, zur Ursache des Tauschwerts gemacht hätten, der doch socialen Ursprungs sei und nur aus den Beziehungen zwischen den Menschen entstehen könne[2].

In Zusammenhang mit dieser Lehre steht auch das von ihm entwickelte Gesetz der Proportionen (the law of degree or proportions). Da Wert durch ein zu hohes Angebot von Waren „zersetzt, vermindert oder zerstört wird“, so wäre es das wichtigste ökonomische Gesetz, dass Angebot und Nachfrage stets in richtigen Verhältnissen ständen. Nur dann kann die Mehrproduktion an Waren über den eigenen Bedarf hinaus ihren richtigen Wert erhalten, wenn eine andere Ware existiert und angeboten wird, um gegen dieselbe ausgetauscht zu werden. „Ich behaupte, dass, um eine Regelmässigkeit der Bewegung zu erhalten, ... der Grad oder das Mass eines Dinges gleich sein muss dem Grad oder dem Mass eines andern Dinges. Das heist, das Angebot eines Dinges muss gleich sein dem Angebot eines andern Dinges; oder Angebot und Nachfrage müssen in richtiger Proportion stehen[3].“

Wie man ersieht, ist in den Ausführungen Atkinson's recht wenig Originelles zu finden. Das Gleiche gilt für Henry Dunning Macleod, so weit es sich um seine positive Theorie der hier in Frage stehenden Punkte handelt; insofern beansprucht er aber doch

1) „. . . . No demand — result — no value; demand — result — value; increased demand without a corresponding increased supply — result — increased value; diminished demand supply remaining undiminished — result — decreased value.“ l. c. p. 410.

2) „. . . . which can come only form the social action of man with man.“ l. c. p. 29.

3) l. c. p. 363.

ein grösseres Interesse, als er eine gute Zusammenstellung vieler gegen die Ricardo'sche Lehre gerichteten Einwände bietet.

Er geht von dem Grundsatz aus, dass die Oekonomie nichts zu thun habe mit den nützlichen oder angenehmen Eigenschaften der Dinge, sondern nur mit ihren äusseren Beziehungen zu andern Dingen. „Die einzige Eigenschaft der Dinge die ein Oekonom als Oekonom zu untersuchen hat, ist ihre Austauschbarkeit (exchangibility); und es muss immer daran erinnert werden, dass die Oekonomie eine blosse Wissenschaft von Verhältnissen ist[1].“ Demgemäss stimmt er der Meinung Bailey's über die relative, äusserliche Natur des Tauschwertes durchaus zu und leugnet wie dieser die Existenz eines inneren oder absoluten und allgemeinen Wertes und die Möglichkeit der Existenz eines unveränderlichen Wertmassstabes. „Der Wert (value) einer ökonomischen Quantität“, sagt er, „ist irgend eine andere ökonomische Quantität, für welche sie ausgetauscht werden kann[2].“ Kann sie nun gegen nichts ausgetauscht werden, so hat sie keinen Wert; dieser ist sonach als das Ergebnis eines bestimmten gesellchaftlichen Zustandes zu betrachten, wie dies schon die Physiokraten erkannten. Erst die Austauschbarkeit der Güter verleiht ihnen Tauschwert; da aber die Austauschbarkeit ihrerseits von der Nachfrage abhängt, so ist diese oder menschliches Begehren die einzige Ursache und Quelle des Werts. Der Wert ist also keine Eigenschaft eines Objekts, sondern beruht auf einem psychischen Vorgange[3]. Ist die Nachfrage die Ursache, dass überhaupt Wert entsteht, so wird die Höhe des Werts oder das Austauschverhältnis der Waren durch ein einziges Gesetz bestimmt: durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Dies beweist Macleod so: „Von allen Oekonomen ist zugegeben, dass das Austauschverhältnis, wenn die Preise sehr hoch, und wenn sie sehr niedrig sind, von Angebot und Nachfrage bestimmt wird. Nach dem Gesetz der Kontinuität (das Leibniz entdeckte), welches besagt, dass eine Quantität nicht

1) The principles of economical philosophy. Second edition. London 1872, p. 291; die erste Ausgabe erschien in London 1858 unter dem Titel: The elements of political economy: being a new system of political economy, founded on the doctrin of exchanges.

2) l. c. p. 185.

3) l. c. Ch. V, § 17.

von einem Betrage zum andern schwanken kann infolge irgend eines Wechsels der Bedingungen, ohne dass sie durch alle dazwischen liegenden Grössengrade hindurchgeht, entsprechend den dazwischen liegenden Bedingungen, folgt aber daraus, dass alle Tauschverhältnisse durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage bestimmt werden"[1]. Dieses Gesetz ist allgemeingültig, und damit erst ist die Oekonomie eine wahre Wissenschaft geworden; denn eine wirkliche Wissenschaft kann nur auf einem Grundsatz beruhen. Schon aus diesem Grunde ist Ricardo und seine Schule unwissenschaftlich, da sie zwei Wertursachen annehmen: Seltenheit und Arbeit. Auf die weitere Begründung seiner Theorie einzugehen, ist kein Anlass, da er vollständig dem Gedankengang von Malthus folgt. Bemerkenswert ist noch, dass er es ablehnt, die psychologischen Ursachen der Nachfrage zu erforschen: „Ein Oekonom als Oekonom hat ebensowenig mit den psychologischen Ursachen der Nachfrage zu thun, wie ein Astronom als Astronom mit den metaphysischen Ursachen der Schwerkraft."

Von grösserem Interesse als seine eigene Theorie sind die Einwände, die er gegen die Gültigkeit der Ricardo'schen Wertlehre erhebt. Es muss vorher erwähnt werden, dass er drei Formen wirtschaftlicher Quantitäten unterscheidet.

1. Körperliche oder materielle Substanzen; 2. immaterielle (Arbeit); 3. unkörperliche (Kredit).

Aus der Lehre, dass Arbeit die Ursache von allem Wert ist, müssten sich folgende Konsequenzen ergeben:

1. Alle Wertänderungen müssten von Aenderungen in der Arbeitsmenge herrühren. Es giebt aber sehr viele materielle Dinge, die Wert haben, ohne dass Arbeit auf sie verwendet ist; z. B. der städtische Grund und Boden; besonders in den modernen Grossstädten hat der Boden oft einen ungeheuren Wert infolge des Zusammenströmens der Bevölkerung. Auch Kohlen-Eisen-Steingruben haben schon Wert, wenn auch noch kein Mensch sie bearbeitet hat, ebenso das Vieh, das sich doch von selbst vermehrt u. s. w.

2. Alle Dinge, die durch den gleichen Betrag von Arbeit erzeugt worden sind, müssten von gleichem Wert sein. Hiernach müsste z. B. eine Perle und ihre Schale von demselben Werte sein!

1) l. c. p. 344.

3. Der Wert müsste der Arbeit proportional sein. Danach müsste eine Goldader, die nach langem Suchen gefunden wurde, von höherem Wert sein als eine solche, die durch Zufall entdeckt wird. Das ist aber nicht der Fall.

4. Ein Ding, was einmal durch Arbeit hervorgebracht ist, müsste immer Wert und stets denselben Wert haben. Thatsächlich hat aber ein Ding an dem einen Orte Wert, am andern nicht, hat es zu der einen Zeit Wert, zu der andern nicht[1]).

Ganz absurd ist es nach Macleod's Ansicht, wenn Ricardo die Behauptung aufstellt, dass die natürlichen Kräfte (Sonne, Luft etc.) niemals einer Ware einen höheren Tauschwert geben. Danach hätte die Eichel denselben Wert wie der ausgewachsene Eichbaum. Vieh und Geflügel hätten überhaupt keinen Wert, weil keine menschliche Arbeit ein Tier oder ein Ei machen kann. (!!)

Bisher ist nur die erste Kategorie ökonomischer Quantitäten betrachtet worden. Mit Bezug auf die zweite Kategorie fragt Macleod nur das Eine: „Wenn Arbeit die einzige Ursache des Wertes ist, was ist die Ursache des Wertes der Arbeit?[2])" Die dritte Kategorie endlich ist entweder mit Arbeit verbunden (Verlagsrechte, Patente etc.), dann gilt für sie dasselbe wie für die erste Kategorie. Oder sie ist nicht mit Arbeit verbunden (Banknoten) und hat doch Wert.

„Kurz", so schliesst Macleod seine Kritik, „es hat niemals eine wissenschaftliche Doktrin gegeben, die eine so vernichtende Niederlage erlitten hätte, als die, dass Arbeit die Ursache des Wertes sei: und darum sehen wir, dass dasjenige ökonomische System, welches seine Begriffe von Reichtum und Wert auf Arbeit begründet, völlig falsch ist[3])."

1) l. c. Ch. V, § 8.

2) l. c. Ch. V, § 10, p. 316.

3) Macleod spielte übrigens auch seine Theorie gegen die aus der Ricardo'schen Lehre von den Sozialisten gezogenen Konsequenzen aus. „Die klare Fassung", sagt er, „dass Nachfrage oder Konsumtion und nicht Arbeit das Prinzip von Wert und Reichtum ist, zeigt, wie sehr diejenigen Demagogen im Irrtum sind, welche den arbeitenden Klassen schmeicheln und ihnen sagen, dass sie die Erzeuger von allem Reichtum sind, mit der Absicht, durch diese Mittel in der Gunst der Massen zu steigen." l. c. p. 334 sq.

Mit kurzen Worten sei hier schliesslich noch auf die Theorien Nassau W. Senior's eingegangen. Wert (value) ist nach ihm nur eine Relation, nämlich das wechselnde Verhältnis mehrerer Objekte, und drückt sich aus in der Menge eines Objekts, die im Austausch für die Menge eines andern Objekts gegeben werden kann. Nur dann hat ein Ding Wert, wenn es erstens übertragbar ist, zweitens Nützlichkeit besitzt und drittens in seinem Angebot beschränkt ist (limitation in supply). Das letztere ist nach ihm die wichtigste Bedingung des Wertes[1].

Als Preisregulator fungieren bei freier Konkurrenz die Produktionskosten, die sich zusammensetzen aus dem „Vorschuss der zur Produktion notwendigen Menge aufgehäufter und unmittelbarer Arbeit mit solch einem Prozentsatz auf den ganzen Vorschuss, als es dem gewöhnlichen Profit entspricht[2].“ Profit ist nämlich nach ihm das Ergebnis und die Belohnung für die Enthaltsamkeit (abstinence) der Kapitalisten, die ebenso ein Produktionsfaktor ist wie die Arbeit und die Naturkräfte, und die in demselben Verhältnis zum Profit steht, wie Arbeit zu den Löhnen[3]. Es ist deshalb auch sehr schwer, die Grenze zwischen Profiten und Löhnen zu ziehen. Senior's Rechtfertigung des Profits hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Mac Culloch's. „Wenn Arbeit allein angewandt ist, muss der Preis den Löhnen gleich sein. Wenn diese Arbeit durch Enthaltsamkeit unterstützt worden ist, oder mit anderen Worten, wenn eine Zeit vergangen ist zwischen der Anwendung der Arbeit und dem Verkauf ihrer Produkte, so muss der Preis gleich sein dem Betrage der Löhne dieser Arbeit und der Vergütung, die gezahlt werden muss entweder dem Arbeiter, indem er zugab, dass die Auszahlung seiner Löhne verschoben wurde, oder dem Kapitalisten, der diese Löhne im voraus gezahlt hat[4].“ Das heisst also: Da der Kapitalist während der Produktion das Kapital nicht zu seinen persönlichen Zwecken verwendet, so gebührt ihm für diese „Enthaltsamkeit“ eine Belohnung, und diese Belohnung ist der Profit. Wie man sieht, versucht es auch Senior gar nicht, das Entstehen des Profits zu erklären, er be-

1) An outline of the science of political economy. London 1836, p. 133.

2) l. c. p. 169.

3) „. . . which stands in the same relation to profit as labour does to wages.“ l. c. p. 153.

4) l. c. p. 175.

gnügt sich vielmehr, ihn zu rechtfertigen und gegen die Angriffe der Sozialisten in Schutz zu nehmen.

C. Die vermittelnde Richtung (John Stuart Mill).

Der typische und einflussreichste Vertreter dieser Richtung ist John Stuart Mill, auf dessen Theorien wir uns bei unserer Darstellung um so mehr beschränken können, als seine Nachfolger ihnen nichts Neues mehr hinzuzufügen vermochten. Insofern hat er ganz recht, wenn er sagt: „Glücklicherweise ist in dem Gesetze des Wertes weder dem Verfasser noch einem künftigen Schriftsteller etwas übrig geblieben, was noch aufzuklären wäre; die Theorie dieses Gegenstandes ist abgeschlossen [1].“

„Alle Waren“, führt er aus, „seien sie unbegrenzt vermehrbar oder nicht, sofern sie das Ergebnis von Arbeit und Kostenaufwand sind, haben einen Minimalwert, der bestimmt wird durch die Produktionskosten und den durchschnittlichen (ordinary) Kapitalgewinn. Die Produktionskosten samt dem durchschnittlichen Profitsatz sind der notwendige Preis oder Wert aller durch Arbeit und Kapital erzeugten Waren, und die allgemeine Regel ist es daher, dass die Dinge sich zu einem solchen Werte austauschen, dass allen Produzenten für ihre Auslagen ein gleicher Profit zu teil wird. Dinge, deren Produktionskosten die gleichen sind, müssen auch den gleichen Wert haben [2].“

Woraus bestehen nun diese Produktionskosten? Ihr wichtigstes und fast alleiniges Element ist die Arbeit. „Was die Produktion einer Sache ihrem Produzenten oder der Reihenfolge ihrer Produzenten kostet, ist die auf ihre Produktion verausgabte Arbeit.“ Betrachtet man aber den Kapitalisten als Produzenten, so kann man sagen, dass die Produktionskosten aus den Löhnen bestehen: Die Produktionskosten jeder Ware lassen sich schliesslich ohne Rest in Arbeitslöhne auflösen, behauptet Mill, womit er eine falsche Smith'sche Lehre wieder aufnimmt. Da nun für den Kapitalisten die Produktionskosten nur in Arbeitslohn, nicht in der Arbeitsmenge bestehen, und jener wechseln kann, während diese dieselbe bleibt, so gründet sich der Tauschwert ebensogut auf

1) Principles of Political Economy, London 1872, p. 265.
2) l. c. p. 275.

den Arbeitslohn wie auf die Arbeitsmenge (value must partly depend on wages). Dies wird bewiesen durch die Thatsache, dass die Verschiedenheit in der Höhe der Arbeitslöhne auch Einfluss auf den Wert der produzierten Waren, unabhängig von der blossen Arbeitsmenge, ausübt, wobei Mill nachdrücklich hervorhebt, dass die von Ricardo als nahezu konstant behauptete Schätzungsskala der verschiedenen Arbeitsqualitäten den grössten Veränderungen unterworfen sei. Durch Ausbreitung der Volksbildung z. B. würden die Arbeitslöhne in allen Berufen, die eine gewisse, wenn auch niedrige Bildung erforderte, stark sinken, und demgemäss auch die Preise der betreffenden Waren fallen, ohne dass die Arbeitsmenge sich irgendwie geändert hätte.

Ebenso wie die Unterschiede im Arbeitslohn haben auch die Unterschiede in der Profitrate Einfluss auf den Tauschwert der Waren.

Für grösseres Risiko, grössere Mühe und Unannehmlichkeit muss eine Schadloshaltung stattfinden, und diese kann nur dadurch erreicht werden, dass man die Waren zu einem Werte verkauft, der höher ist als derjenige, welcher der zu ihrer Herstellung notwendigen Quantität Arbeit zukommt.

Schliesslich kommt aber noch zweierlei hinzu, was ja Ricardo schon hätte zugeben müssen: erstens, dass Waren, die längere Zeit brauchen, bis sie auf den Markt gebracht werden können, einen höheren Tauschwert haben als Waren, die in kürzerer Zeit auf den Markt gebracht werden können, selbst wenn die in jedem Fall verausgabte Arbeitsmenge die gleiche ist; und ferner, dass jedes allgemeine Steigen und Sinken des Kapitalgewinnes insofern Einfluss auf die relativen Werte der Waren hat, als alle Waren, zu deren Erzeugung die Maschinen bedeutend beitragen, bei einem allgemeinen Steigen des Kapitalgewinnes in ihrem Werte sinken, bei einem allgemeinen Sinken des Kapitalgewinnes in ihrem Wert steigen müssen, während bei allen anderen Waren das Entgegengesetzte eintritt[1].

Wie schon erwähnt, rechnet Mill in Uebereinstimmung mit Torrens und im Gegensatz zu Malthus, Senior und de Quincey den Profit nicht mit zu den Produktionskosten. Dagegen giebt er Senior recht, wenn er den Kapitalprofit für eine Vergütung der Enthaltsamkeit erklärt. „Die Profite bilden sich dadurch, dass er

[1] l. c. p. 281 sqq.

(der Kapitalist) sich die Verwendung seines Kapitals für seine eigene Person versagt und dasselbe durch produktive Arbeiter zu ihrem Nutzen verbrauchen lässt. Für diese Versagung verlangt er Belohnung[1]". . . . . . . „Der rohe Kapitalgewinn muss eine hinlängliche Belohnung für Enthaltsamkeit, Risiko und die mit der Ueberwachung verbundene Arbeit sein." Welche Ursachen bestimmen nun den Kapitalgewinn? fragt Mill weiter. Die populäre Auffassung ist, dass der Profit von den Preisen abhänge, und dass ein Kapitalist seinen Profit dadurch erziele, dass er seine Ware für mehr verkauft, als sie ihn kostete. Man denkt sich also den Profit als Folge von Kauf und Verkauf. Dies ist jedoch, sagt Mill, nur eine oberflächliche Betrachtung der wirtschaftlichen Maschinerie der Gesellschaft (this is however looking only at the outside surface of the economical machinery of society). „Die eigentliche Ursache des Kapitalgewinns liegt darin, **dass die Arbeit mehr produziert, als zu ihrem Unterhalt erforderlich ist** . . . . . . Der Grund, warum Kapital einen Gewinn abwirft, ist, dass Nahrung, Kleidung, Rohstoffe und Werkzeuge über die zu ihrer Produktion erforderliche Zeit hinaus Dauer haben, so dass, wenn ein Kapitalist eine Anzahl Arbeiter mit diesen Dingen versieht, unter der Bedingung, ihren ganzen Arbeitsertrag zu erhalten, diese ausser der Reproduktion ihrer eigenen Lebensbedürfnisse und Werkzeuge noch einen Teil ihrer Zeit übrig haben, um für den Kapitalisten zu **arbeiten . . . . . Wenn die Arbeiter eines Landes zusammen** mehr als 20 % über ihren Lohn produzieren, so beträgt der Kapitalgewinn 20 %, wie die Preise auch sein mögen[2]."

Neben den Produktionskosten kommen bei der Preisgestaltung auch die Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage in Betracht; ganz besonders ist dies der Fall bei Waren, die in ihrem Angebot absolut beschränkt sind. Es ist unpräcis zu sagen, dass der Wert dieser Waren durch die Seltenheit bestimmt werde (Ricardo). Vielmehr wird der Unterschied zwischen dem natürlichen Wert und dem thatsächlichen Wert hervorgerufen durch ein bestimmtes Missverhältnis zwischen der Menge der angebotenen und der wirk-

1) „They are what he gains by forbearing to consume his capital for his own uses, and allowing it to be consumed by productive labourers for their uses. For this forbearance he requires a recompense." l. c. p. 245.

2) l. c. p. 252.

lich nachgefragten Waren. Falsch ist es aber, zu sagen, der Wert werde hier bestimmt durch ein gewisses bestehendes Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Zwischen Angebot und Nachfrage kann nur momentan ein Missverhältnis bestehen, welches aber sofort durch ein entsprechendes Steigen oder Fallen der Preise aufgehoben wird.

Auch im Fall der absoluten Beschränkung des Angebots einer Ware liegt deshalb kein Verhältnis von Angebot und Nachfrage vor, sondern eine Gleichheit[1]. „Wenn Angebot und Nachfrage in einem Moment ungleich sind, so macht die Konkurrenz sie wieder gleich, und dies geschieht durch eine Veränderung des Wertes.“ Durch diese Ausführungen hat Mill die bisher angenommene Theorie von Angebot und Nachfrage insofern verändert, als nach ihm auch dann eine Gleichheit von Angebot und Nachfrage vorliegen kann, wenn der Preis weit über dem den Produktionskosten entsprechenden Preis steht, während die frühere Lehre in diesen Fällen stets von einer zwischen Nachfrage und Angebot bestehenden Ungleichheit gesprochen hatte.

IV. Kapitel.

Karl Marx.

Aus der im Vorhergehenden gegebenen Uebersicht über die Werttheorien nach Ricardo ergiebt sich, dass die Ricardo'sche Arbeitswerttheorie in der englischen Litteratur niemals allgemeine Geltung erlangen konnte, und dass in der That die schliesslich fast allgemein acceptierte Mill'sche Theorie nichts anderes als die Aufgabe der Ricardo'schen Lehre bedeutete. Die zweifellos existierenden Schwierigkeiten und Unklarheiten dieser Lehre schienen sonach nicht beseitigt werden zu können, eine Kompromisstheorie wie die John Stuart Mill's die einzige Versöhnung der abstrakten Theorie mit der konkreten Wirklichkeit —, als von ganz anderer

[1] „Thus we see that the idea of a ratio, as between demand and supply, is out of place, and has no concern in the matter: the proper mathematical analogy is that of an equation.“ l. c. p. 272.

Seite, und in ungleich tieferer Weise als zuvor, noch einmal der Versuch gemacht wurde, die Arbeitswerttheorie zur Basis eines vollständigen ökonomischen Systems zu machen und an ihrer Hand die Produktionsweise der modernen Gesellschaft zu zergliedern.

Marx beginnt seine Untersuchung mit der Analyse der Ware, „der Elementarform des Reichtums der Gesellschaft mit kapitalistischer Produktionsweise". Sofern eine Ware irgend welche menschliche Bedürfnisse befriedigt, hat sie Gebrauchswert, und da diese nützliche Eigenschaft mit dem Körper der Ware unlöslich verbunden ist, ist sie Gebrauchswert. Andrerseits besitzt aber die Ware auch Tauschwert, und dieser Tauschwert scheint zunächst ein bloss quantitatives Verhältnis einer Ware zu einer andern. Thatsächlich aber ist dieses Verhältnis nur der Ausdruck eines in den Waren enthaltenen Gemeinsamen. Dieses Gemeinsame, welches die Grundlage der Wertrelation bildet, ist die menschliche Arbeit, und sofern man die Waren unabhängig von ihrem Wertverhältnis zu anderen Waren betrachtet, sind sie Werte schlechthin. Der Wert jeder Ware wird so bestimmt durch das Quantum der in ihr verkörperten Arbeit.

Nicht jede Arbeit aber bildet Wert. Die wichtigste, aber auch selbstverständlichste Voraussetzung, unter der allein Arbeit Wert bildet, ist, dass sie Gebrauchswert für andere schafft. Arbeit, die keinen Gebrauchswert für andere schafft, ist unnütz verausgabt und bildet daher auch keinen Wert.

Zweitens aber bildet auch solche Arbeit, die Gebrauchswert für andere schafft, nicht stets ihrem ganzen Umfange nach Wert, sondern nur in dem Masse, als sie in einer den gegebenen technischen Produktionsbedingungen entsprechenden Menge aufgewandt wird, als sie „gesellschaftlich notwendige" Arbeit ist; jede Ware gilt hierbei nur als ein Durchschnittsexemplar ihrer Gattung.

Unter diesen Bedingungen produziert Arbeit Wert, ihre Produkte sind aber gleichzeitig auch Gebrauchswerte. Dieser doppelte Charakter der Arbeit ist nach Marx der Springpunkt, um den sich das Verständnis der politischen Oekonomie dreht, und daher näher zu betrachten. Die Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft mit einem bestimmten Inhalt und einem bestimmten Zweck: insofern bildet sie Gebrauchswert. Sie ist aber andrerseits auch Arbeit ohne diesen bestimmten Inhalt, „Ver-

ausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinne und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert".[1] Mit andern Worten: bei der Produktion von Gebrauchswert ist die Arbeit charakterisiert durch die Abstraktion von ihrer Quantität; bei der Produktion von Wert ist sie charakterisiert durch die Abstraktion von ihrer Qualität. „Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwert können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert[2])."

Der Wert der Waren ist also genau proportional der Menge der in ihnen vergegenständlichten abstrakt menschlichen Arbeit, als deren Mass die Arbeitszeit zu nehmen ist, und „der Wert einer Ware verhält sich demnach zum Wert jeder andern Ware, wie die zur Produktion der einen notwendige Arbeitszeit zu der für die Produktion der anderen notwendigen Arbeitszeit. Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Masse festgeronnener Arbeitszeit".

Nun sind die verschiedenen Arten menschlicher Arbeit aber ihrer Qualität nach sehr verschieden, und kompliziertere Arbeit schafft in derselben Zeit grösseren Wert als einfache Durchschnittsarbeit. Sie ist daher als ein Mehrfaches der einfachen Arbeit aufzufassen, so dass ein kleineres Quantum komplizierterer Arbeit gleich ist einem grösseren Quantum einfacher Arbeit.

Wir haben bisher immer nur vom Wert schlechthin gesprochen und von den Ausdrucksformen dieses Wertes, in denen er zum Tauschwert wird, abgesehen. Diese Formen sind nun zu betrachten. Marx unterscheidet deren vier, von denen jede als der Typus einer bestimmten historischen Periode angesehen werden kann:

1. Die einfache einzelne oder zufällige Wertform, der die Gleichung entspricht: x Ware A = y Ware B. Die Ware A befindet sich hier in der relativen Wertform, d. h. ihr Wert drückt sich in einer bestimmten Quantität einer anderen Ware aus; die Ware B dagegen befindet sich in der Aequivalentform, d. h. sie drückt durch eine bestimmte Quantität ihrer Naturalform den Wert der Ware A aus. Dieser ersten Wertform entsprechen historisch die Anfänge der Warenproduktion, in denen sich die verschiedenen

1) Das Kapital, Bd. I, 3. Aufl., S. 13.
2) a. a. O. S. 4.

Produkte noch nicht regelmässig und allgemein, sondern nur zufällig und einzeln gegenübertreten.

Diese erste Wertform geht von selbst in eine vollkommenere über:

2. die totale oder entfaltete Wertform: x Ware A = y Ware B oder = z Ware C oder = n Ware D u. s. w. Hier befindet sich nur eine Ware in der relativen Wertform, dagegen zahllose andere Waren in der Aequivalentform. Da also hier der Wert einer Ware in zahllosen anderen Waren erscheint, so wird hier schon viel deutlicher, wie gleichgiltig der Wert gegen die Form ist, in der er erscheint. Diese zweite Form kommt zuerst vor, sobald irgend ein Arbeitsprodukt nicht mehr ausnahmsweise, sondern schon gewohnheitsmässig mit verschiedenen anderen Waren ausgetauscht wird. — Durch Umkehrung aller obiger Gleichungen entsteht:

3. die allgemeine Wertform.

$$\left.\begin{array}{l}\text{y Ware B}\\ \text{z Ware C}\\ \text{n Ware D}\\ \text{u. s. w.}\end{array}\right\} = \text{x Ware A.}$$

Diese Form drückt die Werte aller Waren in einer bestimmten anderen von ihren abgesonderten Warenart aus: nur eine Ware befindet sich in der Aequivalentform, alle anderen in der relativen Wertform. Erst diese Form bezieht alle Waren als Werte aufeinander und macht sie auch als solche unmittelbar vergleichbar. In weit höherem Grade als 1. und 2. stellt sie die Arbeitsprodukte als blosse Gallenten unterschiedsloser menschlicher Arbeit dar. „So offenbart sie, dass . . . . der allgemein menschliche Charakter der Arbeit ihren spezifisch gesellschaftlichen Charakter bildet.[1]"

Verwächst schliesslich die allgemeine Aequivalentform endgiltig mit der spezifischen Naturalform der Ware Gold, so erhalten wir:

4. die Geldform.

$$\left.\begin{array}{l}\text{y Ware B}\\ \text{z Ware C}\\ \text{n Ware D}\\ \text{u. s. w.}\end{array}\right\} = \text{x Menge Gold.}$$

---

1) a. a. O. S. 36.

Form 3. und 4. entstehen im Warenverkehr, sobald eine bestimmte Warenart den Charakter eines allgemeinen und ausschliesslichen Tauschmittels und damit Wertmassstabes empfängt. Sie unterscheiden sich lediglich dadurch, dass in Form 4. Gold endgiltig als allgemeines Aequivalent gesetzt ist[1]).

Kehren wir nun wieder zur Betrachtung des Warenwertes schlechthin zurück. Wir sahen, dass die Waren, die dieselbe Arbeitsmenge enthalten, gleiche Werte sind, daher sich auch gegeneinander austauschen. In der modernen Volkswirtschaft ist dieser Austausch aber kein unmittelbarer, sondern wird durch Geld vermittelt, welches daher als allgemeines Tausch- oder Cirkulationsmittel funktioniert. Die unmittelbare Form der Warencirkulation lässt sich infolgedessen durch die Formel darstellen: W — G — W (Ware — Geld — Ware). Beim Beginn dieser Cirkulation befindet sich Ware A in der Hand von X, das Geld in der Hand von Y, Ware B in der Hand von Z. Sie endet damit, dass sich Ware B in der Hand von X, das Geld in der Hand von Z und Ware A in der Hand von Y befindet. Die Cirkulation hat einen Stellenwechsel der Waren A und B bewirkt, deren Bewegung aber jetzt ihrem Sinne nach abgeschlossen ist. Sie sind im Besitz der Personen, die sie für ihren Gebrauch wünschten, fallen also damit aus der Cirkulation heraus. In jedem Falle wurden gleiche Werte ausgetauscht, und eine Veränderung der einmal gegebenen Wertsumme ist nicht eingetreten.

Neben dieser unmittelbaren Form der Warencirkulation findet sich aber noch eine zweite, die Form G — W — G. Auch hier werden gleiche Werte ausgetauscht; andererseits aber würde die Form jeden Sinn verlieren, wenn das Resultat der Cirkulation nur wäre, einen gleichen Geldwert gegen einen gleichen Geldwert auszutauschen. Diese Form wird daher erst möglich und gewinnt erst Sinn und Inhalt, wenn sie bedeutet: G — W — [G + g], d. h. wenn Geld in die Cirkulation geworfen wird, um mehr Geld aus ihr herauszuziehen, oder allgemein gesprochen, wenn Wert vorgeschossen wird, um mehr Wert zu erhalten.

Diese Form ist die Form des Kapitals. Sofort aber erhebt sich die Frage: Wie kann aus der blossen Warencirkulation, in der sich stets gleiche Werte austauschen, Mehrwert entspringen? Der

1) Eingehender die Wertformen zu behandeln, kann nicht im Rahmen dieser Arbeit liegen, da denselben doch keine unmittelbare Bedeutung für das Marx'sche System zukommt.

Geldbesitzer, der Kapitalist „muss die Waren zu ihrem Wert kaufen, zu ihrem Wert verkaufen und dennoch am Ende des Prozesses mehr Geld herausziehen, als er hineinwarf . . . . Dies sind die Bedingungen des Problems [1].“ Die einzige Möglichkeit, diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen, liegt offenbar darin, dass der Kapitalist auf dem Markte eine Ware findet, die er zwar nach ihrem Werte bezahlt, deren Gebrauchswert aber die eigentümliche Beschaffenheit besitzt, die Quelle von höherem Wert zu sein, als sie selbst hat. Diese Ware ist die Arbeitskraft.

Der Kapitalist muss, um sein Geld in Kapital zu verwandeln, Gebäude, Maschinen, Rohstoffe, Hilfsstoffe und Arbeitskräfte auf dem Markte kaufen und alle diese Faktoren im Produktionsprozess vereinigen. Welches aber auch der Wert der Gebäude, Maschinen, Rohstoffe und Hilfsstoffe sei, stets können sie nur soviel Wert an das Produkt abgeben, als sie selbst besitzen, ihr Wert ist insofern konstant. Marx nennt daher denjenigen Teil des Kapitals, der aus den materiellen Produktionsmitteln besteht, konstantes Kapital. Ganz anders verhält es sich mit den gekauften Arbeitskräften. Ihr Tauschwert ist ganz ebenso, wie der aller anderen Waren, durch die zu ihrer Produktion erforderliche Arbeitszeit bestimmt, die sich wiederum auflöst in die Arbeitszeit, die zur Produktion der zur Erhaltung der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel aufgewandt werden muss. Das hindert aber durchaus nicht, dass die Arbeitskraft durch ihre Bethätigung, die Arbeit, den Produkten im Produktionsprozess einen grösseren Wert zusetzt, als sie selbst hat. Beträgt die zu ihrer täglichen Reproduktion nötige Arbeitszeit sechs Stunden, so schliesst das nicht aus, dass der Arbeiter seinerseits zwölf Stunden in der Produktion thätig ist, also sechs Stunden Mehrarbeit verrichtet und in diesen sechs Stunden Mehrwert produziert. d. h. mehr Wert, als seine Arbeitskraft selbst besitzt. Denjenigen Kapitalteil, der im Ankauf der Arbeitskraft vorgeschossen wird, nennt Marx, da er die Ursache der Werterhöhung des Kapitals ist, variables Kapital. Der Verwertungsgrad des variablen Kapitals stellt sich genau dar im Verhältnis des produzierten Mehrwertes zum variablen Kapital oder in der Rate des Mehrwertes $\left(\frac{m}{v}\right)$. Diese Mehrwertrate ist abhängig einerseits von der Grösse von m, andererseits von der

[2] a. a. O. S. 143.

Grösse von v. Dementsprechend ist zu unterscheiden zwischen absolutem und relativem Mehrwert. Mehrwert, der durch Verlängerung der Arbeitszeit bei gleichbleibendem Wert der Arbeitskraft produziert wird, ist absoluter Mehrwert. Mehrwert, der durch Verminderung des Wertes der Arbeitskraft bei gleichbleibender Arbeitszeit produziert wird, ist relativer Mehrwert. Die Mehrwert- oder Ausbeutungsrate kann demnach steigen sowohl durch Verlängerung der Arbeitszeit als durch Verminderung des Wertes der Arbeitskraft.

Mehrwert ist der vom Lohnarbeiter über den Wert der Arbeitskraft hinaus im Produktionsprozess erzeugte Wert und bezieht sich darum bloss auf das vom Kapitalisten vorgeschossene variable Kapital. Betrachtet man nun aber den Mehrwert mit Bezug auf das gesamte vom Kapitalisten in die Cirkulation geworfene Kapital, so verwandelt er sich in den Profit, und der Verwertungsgrad des Gesamtkapitals wird ausgedrückt durch die Profitrate $\left(\frac{p}{C}\right)$. Diese Profitrate ist aber das, worauf es in der kapitalistischen Produktionsweise allein ankommt, da jeder Kapitalist einen seinem Gesamtkapital entsprechenden Profit realisieren will und thatsächlich realisiert. **Diese Thatsache ist die Ursache der wichtigsten Störungen des Wertgesetzes.**

Die in den einzelnen Produktionssphären angewandten Kapitale setzen sich in sehr ungleichen Wertproportionen aus konstantem und variablem Kapital zusammen, sie sind also sehr verschieden in dem, was Marx ihre organische Zusammensetzung nennt. Nach Prozenten berechnet können sich die Kapitale dem Werte nach zusammensetzen aus 75 c und 25 v, aus 50 c und 50 v, aus 25 c und 25 v u. s. w. Nehmen wir eine Mehrwertrate von 50 Proz. an und setzen wir voraus, dass sich die Kapitale alle in einem Jahre abnutzen, so betragen die Werte der Produkte am Ende der Produktionsperiode: 112 ½, resp. 125, resp. 137 ½ u. s. w., und die Profitraten müssten sich belaufen auf 12 ½ Proz., 25 Proz., 37 ½ Proz. u. s. w. Da aber in der kapitalistischen Gesellschaft — der Tendenz nach — gleiche Profitraten bestehen, so sind diese nur dadurch möglich, dass die Produkte grösstenteils über oder unter ihrem durch die Arbeitsmengen bestimmten Wert verkauft werden. Die Werte müssen sich in Produktionspreise verwandeln, der sich zusammensetzt aus dem Kostpreis des Produktes und dem

Durchschnittsprofit. Gesetzt, alle Kapitale befänden sich genau zu gleichen Teilen in einer der drei oben gegebenen Zusammensetzungen, so würde die Durchschnittsprofitrate 25 Proz. und die Marktwerte der Produkte in allen drei Fällen 125 betragen. Im ersten Fall werden die Marktwerte der Produkte um $12^1/_2$ über ihrem „individuellen" Wert, im dritten Fall um $12^1/_2$ unter ihrem individuellen Wert stehen, und im zweiten werden sie mit ihm zusammenfallen.

Eine zweite, sehr erhebliche Störung des Wertgesetzes ergiebt sich infolge der Verschiedenheit der Umschlagsperioden des variablen Kapitals. Dasselbe variable Kapital kann offenbar in einer gegebenen Zeit eine sehr verschiedene Menge von Mehrarbeit einsaugen, je nachdem es langsamer oder rascher zum Kapitalisten zurückkehrt und von neuem zur Bezahlung von Arbeitskräften verwandt werden kann. Hieraus entspringt der Unterschied zwischen Rate des Mehrwerts und Jahresrate des Mehrwerts. Gegeben zwei variable Kapitale von 100 und eine Mehrwertrate von 50 Proz. Kapital A schlage im Jahre nur einmal um und durchlaufe daher nur einmal die Produktions- und Cirkulationssphäre. Kapital B dagegen schlage fünfmal im Jahre um. Die Jahresrate des Mehrwerts, d. h. das Verhältnis der während eines Jahres produzierten Gesamtmasse von Mehrwert zu der Wertsumme des vorgeschossenen variablen Kapitals wird demzufolge sich belaufen bei Kapital A auf 50 Proz., bei Kapital B dagegen auf 250 Proz. Sind diese variablen Kapitale A und B nun Teile der grösseren Kapitale A_1 und B_1, die einen Wert von 1000 haben mögen, so würde die Profitrate des Kapitals A_1 5 Proz., des Kapitals B_1 dagegen 25 Proz. betragen. Da aber gleiche Kapitale gleiche Profitraten haben, so müssen in dem einen Fall die Produkte über, in dem anderen unter ihrem „individuellen" Wert verkauft werden.

Eine dritte Störung wird schliesslich verursacht durch die Verschiedenheit der Umschlagsperioden des Warenhandlungskapitals. Aus der Cirkulation, das suchte Marx im ersten Bande seines Werkes nachzuweisen, kann unmöglich der Mehrwert bezw. der Profit des Kapitalisten entspringen, sondern einzig und allein aus dem Produktionsakt. Dem scheint aber die Thatsache zu widersprechen, dass keineswegs nur das industrielle Kapital, sondern auch das Warenhandlungskapital einen Profit in gleicher Höhe wie jenes abwirft. Warenhandlungskapital ist dasjenige Kapital, das zur Vermittelung zwischen Pro-

duktion und Konsumtion der Waren in der Weise dient, dass der Kaufmann mit ihm die fertig produzierten Waren dem industriellen Kapitalisten abkauft und dem Konsumenten verkauft. Zwischen Kauf und Verkauf der Waren liegt also hier kein Produktionsakt, kann folglich auch kein Mehrwert und kein Profit entstehen. Das Warenhandlungskapital kann sonach nur dadurch eine dem industriellen Kapital entsprechende Profitrate erzielen, dass der industrielle Kapitalist seine Ware dem Kaufmann regelmässig unter ihrem Arbeitswert verkauft. Soweit liegt noch keine Störung des Wertgesetzes vor; denn nach wie vor werden die Waren vom industriellen Kapitalisten zu ihrem Wert gekauft und vom Kaufmann zu ihrem Wert an die Konsumenten verkauft. Nun sind aber die Umschlagszeiten der in den einzelnen Sphären angelegten Warenhandlungskapitale sehr verschieden. Das eine schlägt vielleicht im Jahre zweimal, das andere viermal um u. s. w. Da jedoch in jedem Falle die Kapitale gleiche Profitraten erzielen, so kann dies nur dadurch geschehen, dass da, wo die Schnelligkeit des Umschlags des Warenhandlungskapitals unter dem Durchschnitt steht, die Waren über ihrem Arbeitswert, da, wo die Schnelligkeit des Umschlags über dem Durchschnitt steht, die Waren unter ihrem Arbeitswert veräussert werden; so dass nur da, wo die Schnelligkeit des Umschlags zufällig mit der Durchschnittsgeschwindigkeit des Umschlags des gesamten Warenhandlungskapitals zusammenfällt, Arbeitswert und Marktwert der Ware sich decken.

Fassen wir unsere letzten Ausführungen nochmals kurz zusammen, so wird also selbst in Bezug auf diejenigen Waren, die keinerlei Monopol unterliegen, das Wertgesetz in dreifacher Weise in seiner Wirkung gestört: erstens durch die Verschiedenheit der organischen Zusammensetzung der Kapitale; zweitens durch die Verschiedenheit der Umschlagszeiten des variablen Kapitals, und drittens durch die Verschiedenheit der Umschlagszeiten des Warenhandlungskapitals. Allerdings wird die Beeinträchtigung des Wertgesetzes durch die zwei letztgenannten Umstände im „Kapital“ nur so nebenhin erwähnt und auch sonst wenig berücksichtigt. Wenn aber auch Marx nicht ausdrücklich darauf hinweist, so bleibt es doch Thatsache, dass das Wertgesetz auch durch diese von ihm angeführten Momente ganz bedeutend modifiziert wird.

Sofort wird sich aber hier die Frage erheben: Was bleibt hiernach von dem Marx'schen Arbeitswertgesetz, so wie es im ersten

Bande das „Kapital" entwickelt ist, noch bestehen? An zahlreichen Stellen hatte da Marx den Satz aufgestellt, dass sich die Waren genau entsprechend der in ihnen realisierten Arbeitsmenge austauschen. Hier ersehen wir nun im Gegenteil, dass die Marktwerte der Waren regelmässig nicht mit ihren Arbeitswerten zusammenfallen, und dass es ein vielleicht niemals eintretender Zufall ist, wenn Arbeitswert und Marktwert einer Ware sich einmal decken.

Welche Bedeutung gewinnt nunmehr die Arbeitswerttheorie? Auf diese Frage wird erst im zweiten Teil dieser Schrift eingegangen.

TEIL II.

Kritik der Theorien.

Die Fragen, mit denen sich die englische Oekonomie, wie wir sahen, vorzugsweise beschäftigt, sind:

1. Wovon ist der Tauschwert der Waren abzuleiten?

2. Welches sind die Momente, durch welche das Austauschverhältnis der verschiedenen Waren, d. h. also ihre Wertgrösse, bestimmt wird?

Die erste Frage ist die Frage nach der Ursache des Tauschwerts: warum hat ein Ding Tauschwert? Der erste Autor, der auf diese Frage eingeht, ist Rice Vaughan, und er beantwortet sie dahin, dass der Schätzungswert der Dinge, den er von ihrer Nützlichkeit noch nicht unterscheidet, auch die Ursache davon ist, dass ein Ding Tauschwert besitzt. Diese Ansicht ist im Grunde identisch mit den viel später aufgestellten Lehren von Bailey, Malthus, Atkinson und Macleod: sie alle sind darin einig, dass die einzige Quelle und Ursache des Tauschwerts der Waren in einem subjektiven Moment zu suchen sei, darin, dass diese Waren von Menschen geschätzt und demgemäss von ihnen nachgefragt werden.

Diese Meinung beruht auf der Verwechslung der Begriffe „Ursache“ und „Bedingung“. Wäre die Schätzung oder die Nachfrage die Ursache des Tauschwertes der Dinge, dann müssten alle Dinge in dem Masse Tauschwert besitzen, als sie geschätzt oder begehrt werden. Dies widerspricht aber den offenkundigsten Thatsachen. Gold müsste danach darum einen um soviel höheren Tauschwert als Eisen besitzen, weil es um so viel Mal höher geschätzt und stärker begehrt werde als Eisen. Würden nun aber die Produktionskosten des Goldes auf die des Eisens verringert, und die Goldproduktion erheblich gesteigert, so wird — ceteris paribus — der Tauschwert des Goldes auf den des Eisens sinken, mag im übrigen die Wertschätzung des Goldes sein, welche sie will: ein Beweis

dafür, dass innerhalb gewisser Grenzen der Tauschwert vom Schätzungswert unabhängig ist.

Wohl aber ist es richtig, dass die Schätzung und das Begehren die Vorbedingung ist, ohne welche kein Ding zur Ware werden, kein Ding Tauschwert erhalten kann. Diese Erkenntnis besitzt auch eine gewisse Bedeutung für die Geschichte. Sie schliesst in sich, dass Tauschwert unmöglich ist, der Begriff „Tauschwert“ jeden Inhalt verliert in einer Gesellschaft mit geschlossener Hauswirtschaft, wo jede soziale Arbeitsteilung noch fehlt. Erst wenn sich die Gesellschaft in eine Anzahl mehr oder weniger selbständiger durch Arbeitsteilung verbundener und voneinander abhängiger Einzelwirtschaften auflöst, und in dem Masse, als dies geschieht, werden die Güter Waren und erhalten sie Tauschwert. Tauschwert wird so erkannt als eine soziale Erscheinung, als etwas den Gütern „Accidentielles“ nicht „Essentielles“. (Torrens).

Ist aber der Gebrauchswert oder Schätzungswert auch in der Regel nicht die Ursache, sondern nur die Vorbedingung des Tauschwerts, so giebt es doch Fälle, wo er als die alleinige Ursache des Tauschwerts anzusehen ist. Dies sind die Fälle des Monopols. Ricardo betrachtete in diesen Fällen die Seltenheit als die Ursache des Tauschwerts Mit Recht bemerkten aber dem gegenüber Bailey und de Quincey, dass Seltenheit nur die negative Bedingung ausdrücke, die einen Tauschwert möglich mache: die wirkliche Ursache des Tauschwerts der Waren, die sich im Monopol befinden, sei der Grad der Wichtigkeit des begehrten Objekts für den Begehrenden, verbunden mit der Fähigkeit desselben, einen bestimmten Preis zu zahlen. Dasselbe besagt im Grunde die Anschauung von Malthus, John Stuart Mill und Macleod, nach der in solchen Fällen Angebot und Nachfrage allein den Tauschwert bestimmen.

Für die weitaus zahlreichsten Fälle aber wird von den meisten Autoren die Arbeit, die auf die Produktion der Waren verwandt ist, als die Ursache ihres Tauschwertes angesehen. Wir behandeln dies hier jedoch nicht weiter, sondern gehen auf die zweite Frage über, die ja thatsächlich die erste Frage mit in sich schliesst, wenn auch beide Fragen von den englischen Oekonomen vielfach gesondert behandelt werden.

Drei Ansichten stehen sich in der englischen Litteratur, bewusst oder unbewusst, schroff gegenüber:

I. Der Tauschwert der Waren hängt ab von dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage (Vaughan, Locke, Malthus, Lauderdale, Atkinson, Macleod).
II. Der Tauschwert der Waren hängt ab von ihren Produktionskosten (Steuart, Smith, Torrens, Bailey).
III. Der Tauschwert der Waren hängt ab von der auf ihre Produktion verwandten Arbeitsmenge (Petty, Steuart, Smith, Ricardo, James Mill, Macculloch, de Quincey, die Sozialisten, Marx).

I. Kapitel.

Die Theorie von Angebot und Nachfrage.

Diese Theorie wird am besten von Malthus begründet. Eine Aenderung des Tauschwerts der Waren ist nach ihm nur möglich, wenn sich auch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage verändert. Aenderungen der Produktionskosten haben nur insoweit einen Einfluss auf den Tauschwert der Waren, als sie auch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage verändern. Steigen also z. B. die Produktionskosten einer Ware, so steigen die Warenpreise nicht, weil die Produktionskosten steigen, sondern nur, weil die Intensität der Nachfrage gestiegen, und damit das Verhältnis von Angebot und Nachfrage beeinflusst worden ist.

Es ist richtig, dass eine Erhöhung der Produktionskosten nur dann eine Erhöhung der Warenpreise herbeiführen kann, wenn die Intensität der Nachfrage steigt, d. h. wenn die Käufer für dieselbe Warenmenge wie früher einen höheren Preis zu zahlen gewillt sind. Deshalb kann man aber doch niemals die Intensität der Nachfrage als die Ursache der Werterhöhung der Waren bezeichnen, sie ist in Wirklichkeit nur die conditio sine qua non des Steigens des Tauschwertes. Der Ausgangspunkt, die Ursache des Steigens sind stets die Produktionskosten. Das bedarf keines näheren Eingehens. Ferner aber kann die Behauptung, dass das Verhältnis von Angebot und Nachfrage den Tauschwert reguliere, schon darum nicht zutreffen, weil dies Verhältnis bei den verschiedensten Preisen derselben Warensorte das einer Gleichheit sein kann (John Stuart Mill). Das genügt schon, um die ganze Argumentation von Mal-

thus umzustossen. Es soll natürlich nicht im mindesten geleugnet werden, dass ein Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bestehen kann, und dass dieses Missverhältnis unmittelbar einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Preisschwankungen ausübt; es wird vielmehr nur bestritten, dass das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auch nur auf kürzere Zeit ein Missverhältnis sein kann, und behauptet, dass die Preisbewegung das Mittel ist, dies Missverhältnis sofort wieder auszugleichen.

Durch diese Auffassung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage als einer — der Tendenz nach — beständigen Gleichheit hat m. E. John Stuart Mill einen grossen Fortschritt gegen früher gemacht. Auch heute noch herrscht vielfach die Meinung, dass der Preis einer Ware deshalb in einem gewissen Grade über ihren Produktionskosten stehe, weil sich Angebot und Nachfrage nicht im Gleichgewicht befinden, sondern das Angebot hinter der Nachfrage zurückbleibt. Richtig würde man sagen: weil das Angebot hinter der Nachfrage zurückblieb. Hat dieses momentane Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage aber die Preissteigerung einmal verursacht, so ist das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage wieder hergestellt. Dies Gleichgewicht wird dann so lange bestehen bleiben, bis entweder die Nachfrage abnimmt oder bis der anomal hohe Profit neues Kapital in die Produktion der betreffenden Ware zieht, und auf diese Weise das Gleichgewicht von neuem gestört wird.

Die einzige Frage, die hier noch offen bleibt, ist die: in welchem Grade wird ein momentan zwischen Angebot und Nachfrage bestehendes Missverhältnis die Preise beeinflussen? Offenbar genau in dem Grade, als ein Missverhältnis besteht. Dem scheint aber die schon früh von englischen Oekonomen, so schon von James Steuart gemachte Beobachtung zu widersprechen, dass notwendige Lebensmittel bei einem nur geringen Ausfall der gewöhnlichen Menge in viel höherem Masse im Preise steigen als Luxuswaren. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich aber, wenn man das in einem bestimmten Moment zwischen Angebot und Nachfrage bestehende Missverhältnis nicht als ein blosses Mengenverhältnis auffasst. Es kommt vielmehr ausschliesslich an auf das Verhältnis der Wertsumme, welche die Käufer im äussersten Falle für die betreffende Ware geben wollen, zu der Wertsumme der thatsächlich in dem gegebenen Moment auf dem Markt befindlichen und wirklich angebotenen Waren. Fasst

man dies Verhältnis ins Auge, so bietet die Erklärung der erwähnten Erscheinung nicht die geringste Schwierigkeit mehr. Denn für die notwendigen Lebensmittel sind die Käufer naturgemäss viel eher bereit, eine viel höhere Summe Geldes zu zahlen, um nur die erforderliche Menge zu erhalten, als für die Luxuswaren.

Wie dem aber auch sein mag, soviel steht fest, dass Angebot und Nachfrage zur Lösung des Wertproblems nicht ausreichen. Entweder nimmt man an, dass Angebot und Nachfrage stets in einem Missverhältnis zu einander stehen, wenn die Waren über oder unter ihrem durchschnittlichen Preise verkauft werden. Dann erklärt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zwar die Abweichungen des Tauschwerts vom durchschnittlichen Tauschwert, nach dem die Preise beständig gravitieren; es erklärt aber nicht, wodurch dieser Centralwert selbst bestimmt wird, da sich — der Voraussetzung nach — in diesem Fall Angebot und Nachfrage decken. Oder aber man behauptet ein zwischen Angebot und Nachfrage tendenziell immer bestehendes Gleichgewicht. Dann erklärt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage weder, wovon die Abweichungen des Marktpreises vom Centralpreis, noch wovon dieser selbst abhängt. Auf jeden Fall müssen also zur Erklärung dieser Erscheinungen andere Faktoren in Betracht gezogen werden, und diesem Zweck dient zunächst die Produktionskostentheorie.

II. Kapitel.

Die Produktionskostentheorie.

Bei dieser sind wieder zwei verschiedene Fassungen zu unterscheiden:

A. Die Produktionskosten bestehen aus der Gesamtsumme des bei der Produktion verausgabten Kapitals. Hauptvertreter dieser Fassung ist Torrens [1]).

B. Die Produktionskosten bestehen aus dem auf die Produktion verwandten Kapitale plus der durchschnittlichen Profitrate. Hauptvertreter dieser Fassung ist Senior [2]).

1) Vergl. S. 52 ff.

2) Vergl. S. 68 f.

Sehen wir vorerst von der Frage der Profitrate ganz ab, so erhebt sich sofort ein entscheidender Einwand. Die zu beantwortende Frage ist: Was bestimmt den Tauschwert einer Ware? Die Antwort der Produktionskostentheoretiker lautet: der Tauschwert derjenigen Waren, die in die Produktion dieser Ware eingegangen sind. Man braucht Frage und Antwort nur in dieser Weise nebeneinander zu stellen, um sofort zu sehen, dass diese Antwort überhaupt keine Antwort ist. Wir werden von dem Tauschwert einer Ware auf den Tauschwert anderer Waren verwiesen und müssen hier natürlich wieder die Frage nach den Bestimmungsfaktoren des Tauschwertes stellen. Die Widersinnigkeit dieser Methode hat James Mill schon scharf verurteilt, und man kann ihm nur zustimmen, wenn er sagt, das hiesse nicht die Aufgabe lösen, sondern einen offenbar und völlig fruchtlosen Versuch dazu machen. Man kann nicht den Tauschwert einer Ware durch den Tauschwert anderer Waren erklären, ebensowenig, wie man das Gewicht eines Körpers erklärt, wenn man es in das Gewicht seiner einzelnen Teile zerlegt. Es ist in beiden Fällen Bestimmung durch das zu Bestimmende. Diese Methode bringt uns also keinen Schritt der Lösung des Problems näher.

Nehmen wir aber einmal diese Bestimmungsmethode als zulässig an, so enthalten trotzdem beide Fassungen noch unlösbare Schwierigkeiten. In der ersten Fassung wird ein Unterschied gemacht zwischen dem natürlichen Preis der Waren, welcher abhängt von der bei der Produktion verausgabten Kapitalmenge, und zwischen dem Marktpreis der Waren, der um den Profit höher ist als der natürliche Preis. Wovon leitet sich nun aber der Profit ab? Wonach bestimmt sich seine Höhe? Wir erfahren nur, was unbestreibar ist, dass er ein Surplus, eine Neuschöpfung ist, die aus der Produktion entspringt, bleiben aber ganz im Dunkeln darüber, in welcher Art und Weise dies geschieht. So sehr Torrens daher auch gegenüber Malthus u. a. im Recht ist, wenn er es verwirft, den Kapitalprofit zu den Produktionskosten zu rechnen, so wenig vermag er für den Ursprung und die Höhe desselben eine befriedigende Erklärung zu geben. Dazu kommt aber noch ein Weiteres. Torrens hatte Ricardo alle die von diesem schon selbst angeführten Abweichungen vom Wertgesetz vorgerechnet und daraufhin das Arbeitswertgesetz als ungültig verworfen. Es ist aber sehr leicht einzusehen, dass alle Momente, welche die Geltung des Ricardo'schen

Arbeitswertgesetzes beeinträchtigen, in demselben Masse auch die Torrens'sche Theorie affizieren; und zwar deshalb, weil alle Faktoren, die nach Ricardo das Arbeitswertgesetz stören, in letzter Linie allein auf die verschiedene Umschlagsgeschwindigkeit der Kapitale zurückgeführt werden können. Was auch Ricardo anführt, Verschiedenheit der Zusammensetzung aus fixem und cirkulierendem Kapital, Verschiedenheit der Schnelligkeit, mit der die Kapitale zum Kapitalisten zurückkehren, eine Abweichung des Tauschwerts der Ware von ihrem Arbeitswert tritt stets nur darum ein, weil gleich grosse Kapitale längere oder kürzere Zeit in der Produktions- und Cirkulationssphäre verweilen, weil sie also rascher oder langsamer umschlagen. Dadurch wird aber die Torrens'sche Produktionskostentheorie in genau dem gleichen Masse beeinträchtigt wie die Arbeitswerttheorie Ricardo's; die Produktionskostentheorie in dieser Fassung — und sie dürfte die richtigste sein — kann also nicht einmal für sich geltend machen, dass sie, im Gegensatz zur Lehre Ricardo's, grössere Gleichmässigkeit und Einförmigkeit in die Erscheinungen des Wirtschaftslebens bringe, da sie ebensowenig unmittelbar die Austauschverhältnisse der Waren beherrscht wie jene.

Die zweite Fassung der Produktionskostentheorie (Malthus, Senior) kann man am besten als eine „Verlegenheitstheorie" bezeichnen. Da man den Profit nicht zu erklären wusste, seine Entstehung ein Rätsel blieb, so glaubte man das Rätsel dadurch lösen, besser gesagt, verdecken zu können, dass man den Profit mit in die Produktionskosten hineinrechnete.

Sie wird begründet mit der Behauptung, dass der Kapitalist für seine Enthaltsamkeit (abstinence), d. h. dafür, dass er sich für den Verlauf des Produktions- und Cirkulationsprozesses seines Kapitals des Genusses dieses Kapitals für seinen persönlichen Bedarf enthalten müsse und dass er es von den Arbeitern zu ihrem eignen Nutzen verbrauchen lasse, eine Belohnung verdiene. Mag aber der Kapitalist für diese Enthaltsamkeit eine Belohnung verdienen oder nicht, die Entstehung des Profits ist damit auf keine Weise erklärt. Auch hier, darf man wohl sagen, liegt eine Verwechslung der Begriffe „Ursache" und „Bedingung" vor; die Enthaltsamkeit des Kapitalisten mag eine für die Produktion in der heutigen Gesellschaft notwendige Bedingung sein, eine Voraussetzung, deren Fehlen jede Produktion unmöglich machen würde, nimmermehr aber kann ein negatives Verhalten eines Menschen als die Ursache von Wert bezeichnet

werden. Mit demselben Rechte würde man sonst beispielsweise sagen können, die Ursache einer elektrischen Spannung der Luft sei, dass sich diese Spannung noch nicht in einem Gewitter ausgeglichen hat.

Angenommen aber, diese Rechtfertigung des Kapitalprofits sei auch eine Erklärung desselben. Offenbar muss dann der Kapitalprofit von dem Grade der jeweiligen Enthaltsamkeit des Kapitalisten abhängen und um so grösser sein, je grösser die Enthaltsamkeit. Nun enthält aber der Begriff der Enthaltsamkeit ein durchaus subjektives Moment. Ein Kapitalist, der 100 000 Mark besitzt, und davon 95 000 Mark in Kapital verwandelt, übt zweifellos grössere Enthaltsamkeit, als ein Kapitalist, der 110 000 Mark besitzt, aber ebenfalls nur 95 000 Mark in Kapital verwandelt. Der Grad ihrer Enthaltsamkeit ist daher sehr verschieden, ihre Profite sind trotzdem dieselben. Ausserdem aber wird die Höhe des von den Kapitalisten erzielten Profits auch gar nicht allein von der blossen Menge des angewandten Kapitals bestimmt, kann infolgedessen auch dann nicht durch den Grad der Enthaltsamkeit erklärt werden, wenn man diese Enthaltsamkeit nach der blossen Menge des Kapitals misst. Es ist vielmehr eine der bedeutendsten wirtschaftsgeschichtlichen Thatsachen, dass die Profitrate im Lauf der historischen Entwickelung beständig gesunken ist, und dass sie die Tendenz hat, noch weiter zu sinken. Ein Kapitalist von heute muss daher einen viel höheren Grad von Enthaltsamkeit üben, eine viel grössere Menge von Kapital anwenden, um den gleichen Profit zu erzielen, wie etwa ein Kapitalist vor 150 oder 200 Jahren. Zur Erklärung dieser Erscheinung versagt die Enthaltsamkeitstheorie ebenso wie jede andere ähnlich formulierte Theorie.

Wir kommen so zum Ergebnis, dass auch die Produktionskostentheorie, welche ihrer Fassungen man auch nimmt und von welcher Seite man sie betrachtet, sich zur Erklärung der wirtschaftlichen Erscheinungen als gänzlich unzulänglich erweist.

III. Kapitel.

Die Arbeitswerttheorie.

Wie die Werttheorien überhaupt, so finden sich auch die Arbeitswerttheorien der Vorläufer Ricardo's nur in gelegentlichen Be-

merkungen in ihren Werken aufgestellt und erörtert. Es ist daher nicht zu verwundern, dass die Lehren dieser Autoren nicht nur sehr unvollständig und häufig verworren und schwer verständlich, sondern auch mit vielfachen inneren und äusseren Widersprüchen behaftet sind. Bei Petty sehen wir, dass er, nachdem er vorher die Arbeitsmenge allein als das den Tauschwert Bestimmende hingestellt hat, ein aus Arbeit und Land zusammengesetztes Wertmass sucht und ferner der offenkundigen Thatsache widerspricht, dass gelernte Arbeit in gleicher Zeit einen höheren Tauschwert erzeugt als ungelernte[1]. James Steuart giebt einmal die zur Produktion erforderliche Arbeitszeit als alleinige Ursache und Mass des Tauschwertes der Waren an, an einer andern Stelle dagegen bildet die Arbeitszeit einen gleichberechtigten Faktor bei der Wertproduktion neben dem Arbeitslohn und dem Wert der verarbeiteten Rohmaterialien[2]. Adam Smith endlich behauptet die Gültigkeit der Arbeitswerttheorie nur für die Vorzeiten der kapitalistischen Produktionsweise, leugnet sie aber für diese selbst mit der bezeichnenden Begründung, dass in dieser Produktionsweise noch ein Mehr über den Wert der Arbeit hinaus geschaffen werden müsse, um Grundherrn und Kapitalisten die Rente und den Profit zu gewähren[3].

Erst Ricardo gab der Arbeitswerttheorie eine bestimmte und klare Fassung, indem er die gröbsten Widersprüche seiner Vorgänger aufdeckte und zu beseitigen suchte. Trotzdem ist aber auch seine Theorie in vielen Punkten unzureichend und voller Widersprüche. Stellen wir im Folgenden kurz die Hauptmängel der Lehre Ricardo's zusammen, soweit sie später von Marx erkannt und ausgemerzt worden sind.

1. Arbeit ist die Ursache und das Mass des Wertes, hat aber selbst einen Wert. Die Arbeitswerttheorie kommt also hier nicht über die Produktionskostentheorie hinaus und macht wie diese den aussichtslosen Versuch, das zu Bestimmende durch sich selbst zu bestimmen. Hierin darf wohl auch der eigentliche Grund gesucht werden, warum Smith die Geltung des Arbeitswertgesetzes für die moderne Volkswirtschaft in Abrede stellte: früher, als die Arbeit noch keinen Tauschwert besass, als es noch keine Lohnarbeiter gab, da wurden die Waren nach der in ihnen enthaltenen Arbeits-

1) Vgl. S. 5 f.
2) Vgl. S. 16 f.
3) Vgl. S. 20 ff.

menge ausgetauscht; sobald aber die Arbeit Ware wird und Tauschwert bekommt, kann sie offenbar nicht mehr der alleinige Bestimmungsgrund des Tauschwertes der Waren sein.

2. Der Wert aller Produktionsmittel und auch der Arbeit löst sich in letzter Linie auf in die zu ihrer Herstellung aufgewandte Arbeitszeit. Jede Ware kann aber nur soviel Wert an das Produkt abgeben, als sie selbst hat. Nun hat jedoch das Produkt einen höheren Wert als die in seine Produktion eingegangenen Waren und die Arbeit. Wie entsteht dieser Wertzuwachs? Mit andern Worten: wie entsteht der Profit?

In der That machte auch weder Ricardo noch einer seiner Nachfolger den Versuch, den Profit auf Grundlage des Arbeitswertgesetzes zu erklären und aus ihm abzuleiten. Der Kapitalprofit erscheint daher bei ihnen als eine dem Kapital „inhärente" Eigenschaft, welche keiner weiteren Ableitung und Untersuchung bedarf. Dies zeigt sich z. B. sehr deutlich in Ricardo's Ansichten über das Verhältnis von Arbeitslohn und Profit, d. h. Profitrate. Wenn der Wert der Arbeit sinkt, steigt die Profitrate; wenn der Wert der Arbeit steigt, sinkt die Profitrate: dies ist die Lehre, die er immer wieder vorträgt. Sie beruht auf der falschen Voraussetzung, dass bei gleichbleibendem Wert der Arbeit auch die Profitrate konstant bleiben müsse, dass Wert der Arbeit und Profitrate in einem notwendigen und inneren Zusammenhange ständen, und die eine Grösse sich daher nicht verändern könne, ohne dass sich die andere verändere. Wäre dies Gesetz aber auch richtig, so enthält es dennoch keinen Anknüpfungspunkt für eine Erklärung des Ursprungs des Profits überhaupt, sondern setzt diesen als etwas Gegebenes, nicht mehr Abzuleitendes schon voraus.

3. Die Herstellung der verschiedenen Warensorten verlangt sehr verschiedene Arten von Arbeit: pflügen, spinnen, weben, schmieden, tischlern etc. Durch alle diese verschiedenen Arbeitsarten werden bestimmte, voneinander unterschiedene Waren produziert, die aber als Tauschwerte, wenn sie in gehörigen Mengen vorhanden sind, einander gleich sind. Wie ist es möglich, etwas inhaltlich Verschiedenes als ein einheitliches, gemeinsames Wertmass zu nehmen?

4. Nach Ricardo bestimmt die zur Produktion oder Erlangung einer Sache notwendige Arbeitszeit ihren Wert. Nun ist aber diese Arbeitszeit bei Gütern genau derselben Gattung und Güte häufig sehr verschieden. Die eine Goldader wird nach langem

Suchen, die andere vielleicht zufällig ohne besondere Mühe gefunden (Macleod), dennoch ist ihr Tauschwert unter sonst gleichen Umständen, der gleiche. Dasselbe ist bei allen anderen Tauschobjekten der Fall, die sich als Naturstoffe vorfinden, und deren blosses Auffinden mit Arbeit verbunden ist, wie Edelsteine, Perlen, Straussfedern, Tierpelze u. s. w.

Ferner werden häufig sonst ganz gleiche Waren von sehr verschiedenen Arbeitsmengen hergestellt, ohne doch verschiedenen Tauschwert zu haben. Die Handwerker und Hausindustriellen z. B. verfertigen viele Waren mit grösserem Arbeitsaufwand, als er in der Fabrik erforderlich ist: ihre Produkte haben dennoch keinen höheren Wert als die Fabrikwaren.

Waren können schliesslich ausserordentlich in ihrem Werte variieren, ohne dass die Menge der in ihnen verkörperten Arbeit zu- oder abgenommen hätte, sobald sich die technischen Produktionsbedingungen ändern.

5. Ricardo unterscheidet nirgends mit hinreichender Schärfe zwischen absolutem und relativem Wert. Obwohl er versichert, den Wert nur als etwas Relatives zu betrachten, giebt er ihm doch an zahlreichen Stellen, wie Bailey nachwies, einen absoluten Charakter. Diese Unklarheit Ricardo's hatte zur Folge, dass er sich auch an solchen Stellen auf den relativen Charakter des Wertes berufen konnte, wo es gerade auf seinen absoluten Charakter ankommt, wie bei der Erörterung des Einflusses der verschiedenen Arbeitsqualitäten auf den Wert der Waren.

6. Nach Ricardo gehen nur die Produktions- und Transportkosten, welch' letztere ja im weiteren Sinne als Produktionskosten anzusehen sind, in den Wertbildungsprozess der Waren ein. Aller Wert hat demnach seinen Ursprung in der Produktion, die Cirkulation ist nur ein notwendiges Glied zur Realisierung des geschaffenen Werts. Nun fällt aber dem Warenhandlungskapital, das diese Cirkulation vermittelt, dieselbe Profitrate zu, wie dem industriellen Kapital. Wie kann aber in der Cirkulation Profit, Mehrwert entstehen, wenn in ihr überhaupt kein neuer Wert gebildet wird? Da seine Theorie zur Lösung dieser Frage nicht entfernt im stande war, so ist es verständlich, warum Ricardo und seine Schuler bei allen ihren Betrachtungen das Warenhandlungskapital ganz ausser acht liessen und ihre Untersuchungen auf das industrielle Kapital beschränkten.

Alle hier aufgezählten Mängel und Widersprüche wurden von Marx ergänzt und beseitigt. Die unter 1. und 2. aufgeworfenen Fragen wurden von ihm dadurch gelöst, dass er an Stelle der Ware Arbeit die Ware Arbeitskraft setzte, an Stelle der Funktion einer Potenz diese Potenz selber. Diese scheinbar so geringfügige Verbesserung war doch in jeder Beziehung von der höchsten theoretischen Bedeutung. Durch sie erst wurde die Arbeitswerttheorie grundsätzlich von der Produktionskostentheorie geschieden und erhielt ihre eigenartige Prägung. Die Arbeit selbst hat keinen Wert, sondern nur die Arbeitskraft. Der Lohnarbeiter verkauft in der kapitalistischen Gesellschaft seine Arbeitskraft gegen ein Aequivalent an den Kapitalisten, wofür dieser die Verfügung über die Funktion dieser Arbeitskraft, die Arbeit, für eine gewisse, vom Tauschwert der Arbeitskraft innerhalb gewisser Grenzen unabhängige Zeit erhält. Der logische Widersinn der Produktionskostentheorie, den auch die Ricardo'sche Arbeitswerttheorie — wenigstens formell — nicht zu beseitigen wusste, wonach das den Wert Bestimmende selbst Wert besass, war nunmehr endgültig ausgemerzt: die Arbeit, die keinen Wert besitzt und ihrer Natur nach keinen Wert besitzen kann, bildet eine den Postulaten des theoretischen Denkens genügende Grundlage des Wertbildungsprozesses. Der Cirkelschluss, Wert durch Wert zu bestimmen, fällt weg.

Nichts steht jetzt auch der Erklärung des Profits mehr im Wege. Da Arbeit den Wert bildet, aber die Arbeitskraft vom Kapitalisten gekauft wird, so sind Wert der Arbeitskraft und der vom Arbeiter in der Produktion geschaffene Wert zwei ganz verschiedene Grössen. Das Problem, das es zu lösen galt: dass alle Waren zu ihrem Wert gekauft und zu ihrem Wert verkauft werden, und dass dennoch ein Mehrwert entsteht, dies Problem ist gelöst. Der Mehrwert entsteht nicht durch Kauf oder Verkauf von Waren unter oder über ihrem Wert, nicht durch Uebervorteilung eines Kapitalisten durch einen andern, nicht durch einen beliebigen Wertzuschlag auf die zu verkaufenden Waren, sondern auf der Basis des Gesetzes, dass alle Waren nach der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge ausgetauscht werden.

Der unter 3. erörterte Mangel wurde von Marx dadurch ergänzt, dass er den Doppelcharakter der Arbeit erkannte, ihren Charakter als Gebrauchswert bildende und als Tauschwert bildende scharf unterschied. Unbewusst hatte natürlich die englische Oeko-

nomie diesen Unterschied ebenfalls gemacht, sie hatte ihn aber niemals ausgesprochen und theoretisch klargestellt. Wenn zwei ganz verschiedene Arten von Arbeit, z. B. Spinnarbeit und Tischlerarbeit, dennoch gleiche Tauschwerte erzeugen können, so können sie dies nicht, insofern sie verschieden, sondern insofern sie gleich sind. Ihr Gemeinsames ist, dass sie menschliche Arbeit überhaupt sind, abstrakt menschliche Arbeit, Arbeit in physiologischem Sinne. Dieses in allen Arten von Arbeit steckende Gemeinsame ist es daher, was allein bei der Bildung des Tauschwerts in Betracht kommt.

Die unter 4. aufgeworfenen Einwände wurden von Marx dadurch gegenstandslos gemacht, dass er nur die durchschnittlich und gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit als wertbildend anerkannte. So verschieden die Arbeitszeit sein mag, die auf das Suchen von Edelsteinen, Perlen verwandt wird, ihr Wert richtet sich lediglich nach der auf jedes Exemplar durchschnittlich verwandten Arbeitszeit. So verschieden fernerhin die in denselben Waren verkörperte Arbeitsmenge sein mag, je nachdem sie durch technisch rückständige Produktionsmethoden, wie Handwerk und Hausindustrie, oder durch vorgeschrittenere, wie Fabrik hergestellt sind, der wirkliche Tauschwert aller Produkte hängt ab von der bei der technisch ausgebildeteren Produktionsmethode notwendigen Arbeitszeit, von der „gesellschaftlich notwendigen“ Arbeitszeit.

Gegenüber der Unklarheit Ricardo's über den Unterschied von relativem und absolutem Wert trennte Marx bei seiner Betrachtung den W e r t vollständig vom T a u s c h w e r t. Auch dieser Fortschritt ist nicht unwesentlich. Erstens führte er Marx dazu, die Wertformen, die von den früheren englischen Oekonomen ganz unbeachtet gelassen, einer näheren Untersuchung zu unterziehen und dabei zum ersten Male die Natur des Geldes genetisch zu entwickeln. Und zweitens wurde es erst durch das strenge Auseinanderhalten von Wert und Tauschwert möglich, die auf die Erzeugung einer Ware verwandte a b s o l u t e Arbeitsmenge als das ihren Wert Bildende anzusehen. Die Ricardo'sche Theorie besagt im Grunde nur, dass sich die Waren proportianl der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge a u s t a u s c h e n. Die Marx'sche Lehre geht dagegen dahin, dass die Waren gemäss der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge Werte s i n d. Dieser Umstand trug wohl auch mit dazu bei, dass die englische Oekonomie zu keiner Mehrwerttheorie gekommen ist. Sie betrachtete die Werte der Waren fast stets nur mit Bezug auf-

einander, und nicht fähig, von diesem äusseren Verhältnis zu abstrahieren, versäumte sie es, den Wertbildungsprozess selbst näher zu untersuchen.

Konnte die Ricardo'sche Schule nicht einmal die Frage nach dem Ursprung des Profits überhaupt beantworten, so begreiflicherweise noch viel weniger die Frage nach dem Ursprung des Profits des Warenhandlungskapitals. Hier kommen nur die reinen Funktionen des Warenhandlungskapitals als solchen in Betracht, es wird also abgesehen von allen in der Praxis meist mit diesem Kapital verknüpften Nebenfunktionen, wie Transport, Aufbewahrung und Zerteilung der Waren. Diese Funktionen betrachtet Marx als während der Cirkulation fortdauernde Produktionsprozesse, die den Waren nach Massgabe der erforderlichen Arbeit Wert zusetzen. Das eigentliche Warenhandlungskapital ist dagegen nur dasjenige Kapital, welches zum Ankauf der von den industriellen Kapitalisten produzierten Waren vorgeschossen wird, um diese mit einem Profit an die Konsumenten weiter zu verkaufen. So notwendig diese Thätigkeit des Warenhandlungskapitals auch ist, so sehr sie indirekt die Verwertung des industriellen Kapitals fördert, sie kann den Waren keinen Wert zusetzen, sondern nur bereits vorhandenen Wert realisieren. Nach dem obersten Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise verlangt das Warenhandlungskapital aber einen seiner Grösse entsprechenden Anteil vom Mehrwert. Es erhält diesen auf die schon geschilderte Weise. Der in der Produktion geschaffene Mehrwert verteilt sich demgemäss als Profit unter die industriellen und kaufmännischen Kapitalisten, mit der Folge, dass — unter sonst gleichen Umständen — die Durchschnittsprofitrate um so kleiner sein wird, einen je grösseren Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals das Warenhandlungskapital bildet, und um so grösser, einen je grösseren Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals das industrielle Kapital ausmacht. Die Höhe der Durchschnittsprofitrate ist also wesentlich mit bedingt durch die Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals aus Industrie- (Produktions-) und Warenhandlungs- (Cirkulations-) Kapital.

Wir haben im Vorstehenden eine Uebersicht über die Hauptpunkte gegeben, in denen Marx die Ricardo'sche Theorie geändert und weiterentwickelt hat. Mag man auf einem Standpunkt stehen, auf welchem man will, man wird zugeben müssen, dass die Marx'schen Lehren notwendige Konsequenzen aus der von der klassischen Oeko-

nomie aufgestellten Arbeitswerttheorie sind, und dass sie in jeder Beziehung vollkommner und schärfer gefasst sind, als diejenigen Ricardo's und seiner Schüler. Da sich die Kritik einer Theorie aber stets an ihre vollkommenste Fassung zu halten hat, so kann eine Kritik der Arbeitswerttheorie nur eine Kritik der Marx'schen Wertlehre bedeuten. Um diese allein handelt es sich daher im Folgenden.

Soll die Kritik eine fruchtbare sein, so muss sie sich naturgemäss an das halten, was Marx wirklich gelehrt hat, sie darf ihm nicht Dinge unterschieben, die er nie behauptet hat, um ihn auf diese Weise leicht zu widerlegen. Vor allen Dingen muss man sich daher darüber klar sein, dass Marx mit seiner Wert- und Mehrwertlehre eine wissenschaftliche Erklärung der wichtigsten wirtschaftlichen Erscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise zu geben versucht, keineswegs aber damit die Ungerechtigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung beweisen und die Notwendigkeit einer sozialistischen Gesellschaft aus ihnen herzuleiten sucht. Dieses Missverständnis bildete früher die Grundlage der meisten gegen die Marxsche Doktrin gerichteten Angriffe; sein charakteristischestes litterarisches Erzeugnis ist Anton Menger's Schrift: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag[1], worin der Verfasser Marx jede Originalität abstreitet, weil schon lange vor ihm andere, namentlich Thompson, das Recht auf den vollen Arbeitsertrag proklamiert hätten. Demselben Missverständnis verfällt Knies, wenn er sagt: „Marx will nachweisen, dass die ganze Organisation der modernen Sachgüterproduktion daraufhin eingerichtet und verwendet ist, die Handarbeiter zu „„exploitieren"", durch die räuberische Wegnahme von Wertquoten des Arbeitsproduktes „„das Kapital"" zu bilden und dieses zu immer weiterer Exploitation zu verwenden"[2], und wenn er an einer anderen Stelle die Werttheorie für die wichtigste Einzelfrage für die bevorstehende Entwicklung unseres wirtschaftlichen Lebens hält[3]. Ganz ähnlich sagt Kleinwächter, dass das ganze „Kapital" von Marx nur der Untersuchung der Frage gewidmet sei, inwiefern die

[1]) Zweite verbesserte Auflage, Stuttgart 1891. Besonders S. 51—60 und S. [illegible] 111.

[2]) Karl Knies: Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte Braunschweig 1883, S. 340.

[3]) [illegible]

heutige Wirtschaftsordnung den Forderungen, dass jeder nach dem natürlichen Recht Eigentümer dessen sei, was er durch seine Arbeit hervorbringt, und dass jedem Arbeiter der volle Arbeitsertrag gebühre, entspräche. Und an einer andern Stelle meint er: „Marx geht von der unbedingt richtigen Anschauung aus, die er in seinem Kapital umgehend zu begründen sucht, dass die Verteilung der Güter in der heutigen Volkswirtschaft sehr wenig den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht u. s. w.[1]“. Auch die ganze Kritik Held's beruht auf diesem Missverständnis. Held fasst nämlich Marx als Gegner Ricardo's auf, der dessen unerträgliche Sophismen aufgedeckt und im Gegensatz zu ihm nicht die möglichste Vermehrung des Kapitals, sondern die gerechte Verteilung der Produkte als das oberste wirtschaftliche Prinzip hingestellt habe[2].

Eine Folge dieses selben Missverständnisses bestand darin, dass man den Kapitalprofit gegen die vermeintlichen Angriffe des Sozialismus zu rechtfertigen versuchte, ähnlich wie dies die englische Oekonomie gegenüber den englischen Sozialisten gethan hatte. Hier sind in erster Linie Schäffle[3]) und Adolph Wagner[4]) zu nennen, welch' Letzterer den Kapitalprofit als solchen für berechtigt erklärt und nur einen Streit über seine Höhe zulassen will. Wir kommen in anderem Zusammenhange auf diese Frage noch einmal zurück.

Wenn alle diese Ansichten sich m. E. auch auf eine Verkennung des wirklichen wissenschaftlichen Inhalts der Marx'schen Theorie zurückführen lassen, so kann ihnen trotzdem eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Sombart hat allerdings durchaus recht, wenn er die Begriffe „Wert“, „Mehrwert“, „Ausbeutung“ u. s. w. als rein ökonomische, unethische Kategorien auffasst[5]); kann man aber andererseits leugnen, dass der erste Band des „Ka-

1) Friedrich Kleinwächter: Die Grundlagen und Ziele des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus, Insbruck 1885, S. 29, 59.

2) Adolf Held: Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik, Leipzig 1878, S. 56 ff.

3) Albert Schäffle: Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft, 3. Auflage, II, S. 458. — Bau und Leben des sozialen Körpers, 2. Auflage, III, S. 386, 422.

4) Adolph Wagner: Grundlegung der politischen Oekonomie, 3. Aufl., Leipzig 1892. Erster Teil: S. 340 f., 404. Zweiter Teil: S. 333 f.

5) Werner Sombart: Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx, A. s. G. S. 1894, 4. Heft, S. 590.

pital“ voll der vernichtendsten Urteile und schärfsten Ausfälle gegen die moderne Wirtschaftsordnung ist, dass Marx selbst ohne allen Zweifel mit den Begriffen „Ausbeutung“, „Mehrarbeit“, „unbezahlte Arbeit“ auch ein sittliches Urteil über die kapitalistische Produktionsweise fällte? Und hatten die „bürgerlichen“ Oekonomen so ganz unrecht, dass sie der Werttheorie auch grosse praktische Bedeutung zuschrieben, wenn man bedenkt, dass sich die sozialistische Agitation ihrer mit Vorliebe bediente, um den Arbeitern die Ungerechtigkeit der heutigen Zustände zu demonstrieren und ihnen zu beweisen, dass sie um einen Teil ihres Lohnes betrogen würden, den die „Ausbeuter“, die Kapitalisten als Profit, ohne irgend welche Leistung in die Tasche steckten? Diese Thatsachen scheinen mir eine gewisse Rechtfertigung für die sonst verfehlte Art der Kritik zu sein, welche die deutsche Nationalökonomie vielfach an dem Marx'schen System übte.

Die Kritik eines Systems kann zweierlei Art sein: sie kann sich gegen einzelne Teile des Systems richten, oder sie kann das System als Ganzes ins Auge fassen und von der Richtigkeit und Unrichtigkeit einzelner Teile abstrahieren. Das schliesst nicht aus, dass die Kritik eines einzelnen Teils eventuell das ganze System umstürzen kann, wenn nämlich dieser Teil einen integrirenden Bestandteil des Systems bildet. Dies letztere trifft nun zweifellos zu bezüglich der beiden Punkte in der Marx'schen Wertlehre, die wohl am häufigsten Gegenstand von Diskussionen gewesen sind: des Verhältnisses der komplizierten Arbeit zur einfachen Durchschnittsarbeit und der Rolle, die der Gebrauchswert spielt.

Was den ersten Punkt anlangt, so hat Marx ihn dreimal behandelt[1], das erste Mal am ausführlichsten, zuletzt weit kürzer. Dies erklärt sich daraus, dass Marx in seiner Schrift gegen Proudhon auch auf das Gesetz, welches die Reduktion der komplizierteren Arbeit auf einfache Arbeit regelt, und das seiner Meinung nach die Konkurrenz ist, näher eingeht; während er in seinen beiden anderen Werken die Konkurrenz ausdrücklich aus der Untersuchung vorläufig ausschliesst und ihre Analyse auf später verschiebt. Bekanntlich ist er aber zur Entwicklung einer Konkurrenztheorie nicht

1) Das Elend der Philosophie, Stuttgart 1895, S. 26—28. — Zur Kritik der politischen Oekonomie, Stuttgart 1897, S. 6. — Das Kapital, I, 3. Auflage, S. 11 u. 178.

mehr gekommen, was jedoch für die vorliegende Frage von keiner Bedeutung ist, weil meines Erachtens die Konkurrenz mit dem zu erörternden Punkte thatsächlich in keinem Zusammenhange steht.

Von allen Seiten, auch von den Marxisten ist zugegeben, dass die Marx'sche Werttheorie in der Frage des Verhältnisses von komplizierter und einfacher Arbeit unvollständig sei. Marx geht, wie wir wissen, von der abstrakt menschlichen Arbeit aus und betont überall, dass diese Arbeit Wert bilde als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in physiologischem Sinne. Er schildert auch die physiologischen Vorgänge, als deren Ergebnis die Arbeit erscheint, näher: sie bestehen in „Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand (!?) u. s. w.[1]." „. . . es ist eine physiologische Thatsache, dass sie (die Arbeiten) Funktionen des menschlichen Organismus sind, und dass jede solche Funktion, welches immer ihr Inhalt und ihre Form, wesentlich Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan u. s. w. ist[2]". Marx macht also die Arbeit in physiologischem Sinn zur Basis der Wertbildung, um die Möglichkeit zu gewinnen, die verschiedenen Arten von Arbeit miteinander zu vergleichen: Spinnen, schmieden, schneidern, graben u. s. w. sind ganz verschiedene Arten von Arbeiten, die nur das Gemeinsame haben, dass sie alle Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in physiologischem Sinne sind. So richtig dies ist, so wenig genügt das doch aber, um diese Arbeiten einander gleichsetzen zu können, da die eine mehr Verbrauch von Muskel, die andere mehr Verbrauch von Hirn u. s. w. erfordert[3]. Ein Vergleich auf derjenigen physiologischen Grundlage, von der Marx ausgeht, setzt voraus, dass bei jeder menschlichen Arbeit Hirn, Muskel, Nerv u. s. w. in gleichen Proportionen verbraucht werden, eine Voraussetzung indes, die den Thatsachen widerspricht: ein Schmied z. B. verbraucht überwiegend Muskel, ein Schneider dagegen hauptsächlich Hirn, Sehnerv u. s. w. Wie können unter diesen Umständen ihre Arbeiten überhaupt auf ein Gemeinsames reduziert werden?

Mag bei der menschlichen Arbeit vorzüglich Hirn oder Muskel oder Nerv verausgabt werden, oder korrekter ausgedrückt, mag der Stoffwechsel des menschlichen Körpers vorzüglich im Hirn, in

1) a. a. O. S. 11.

2) a. a. O. S. 40.

3) Vgl. Georg Adler: Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirtschaft, Tübingen 1887, S. 81 ff.

den Muskeln oder in den Nerven vor sich gehen, es wird auf jeden Fall Energie in Arbeit umgesetzt. Wollen wir daher für alle Arten von Arbeit, so verschieden sie ihrem Inhalt nach sein mögen, ein gemeinsames Mass finden, so kann dies nur die Energie sein, welche durch den Stoffwechsel als zunächst potentielle Energie sich im menschlichen Körper ansammelt und erst durch die Arbeit flüssig wird. „Der Arbeitsprozess besteht in einer Verwandlung der potentiellen Energie der zugeführten Nahrung und des eingeatmeten Sauerstoffes in mechanische Arbeit [1]".

Nun sind aber die Arbeiten nicht nur ihrem Inhalt nach verschieden, sondern sie sind auch Arbeiten verschiedener Güte: Marx unterscheidet diese als einfache und kompliziertere Arbeit. Ihr Verhältnis stellt er so dar: „Kompliziertere Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so dass ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem grösseren Quantum einfacher Arbeit. Dass diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar [2]".

Hier begnügt sich Marx mit der Thatsache, dass im wirtschaftlichen Verkehr komplizierte Arbeit mit einfacher Arbeit gemessen und somit auf sie reduziert wird. An einer andern Stelle aber versucht er es, uns auch die Gründe anzugeben, warum sich komplizierte Arbeit in gleicher Zeit in grösseren Werten realisiert als einfache Arbeit: „Es wurde früher bemerkt, dass es für den Verwertungsprozess durchaus gleichgültig, ob die vom Kapitalisten angeeignete Arbeit einfache, gesellschaftliche Durchschnittsarbeit, oder kompliziertere Arbeit, Arbeit von höherem spezifischen Gewicht ist. Die Arbeit, die als höhere, kompliziertere Arbeit gegenüber der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit gilt, ist die Aeusserung einer Arbeitskraft, worin höhere Bildungskosten eingehen, deren Produktion mehr Arbeitszeit kostet, und die daher einen höheren Wert hat, als die einfache Arbeitskraft. Ist der Wert dieser Kraft höher, so äussert sie sich aber auch in höherer Arbeit und vergegenständlicht

1) Leo v. Buch: Ueber die Elemente der politischen Oekonomie. Erster Teil: Intensität der Arbeit, Wert und Preis der Waren. Leipzig 1896, S. 162.
2) a. a. O. S. 11.

sich **daher** in denselben Zeiträumen in verhältnissmässig höheren Werten [1]“.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Marx in der Behandlung dieser Frage vollständig von der Grundlage, auf der seine Argumentation beruht, abgeht, und es ist ein Verdienst der österreichischen Schule, dies immer wieder hervorgehoben zu haben [2]. Dass mit dem blossen Hinweis auf die unbestrittene Thatsache, dass im Verkehr komplizierte Arbeit auf einfache Arbeit reduziert wird, die Frage nicht gelöst ist, liegt auf der Hand; denn es würde damit nicht widerlegt, dass, wie schon Bailey gegenüber Ricardo in der gleichen Frage bemerkte, eben nicht bloss die Quantität, sondern auch die Qualität der Arbeit den Wert beeinflusst. Damit wäre aber die Einheitlichkeit der Theorie aufgegeben, indem von zwei voneinander ganz unabhängigen Prinzipien ausgegangen würde: einem objektiven: der Arbeitsquantität, und einem subjektiven, von der Schätzung der Menschen abhängigen: der Arbeitsqualität. Auch der Rettungsversuch, den Marx in dem zweitcitierten Passus vornimmt, ist gänzlich misslungen und nur geeignet, die Verwirrung noch zu steigern. Richtig dürfte sein, dass, je komplizierter die Arbeit, desto grösser im Durchschnitt die Erlernungskosten und dass infolgedessen auch die Arbeitskraft von höherem Tauschwerte. In welcher Weise folgt aber hieraus, dass die Funktion der höherwertigen Arbeitskraft in derselben Zeit einen höheren Wert produziert als die einer minderwertigen Arbeitskraft? Marx geht mit dieser Behauptung auf den von ihm sonst stets bekämpften Standpunkt zurück, dass der Arbeitslohn als solcher auf den Warenwert irgend welchen Einfluss haben könne. Soll die Einheitlichkeit der Theorie gewahrt bleiben, so muss bei dem Begriff der Arbeit im physiologischen Sinne, von dem Marx bei seiner Lehre ausgeht, stehen geblieben und von allen anderen Momenten abgesehen werden [3]. Wir sehen, dass jeder Arbeitsprozess Verwandlung von durch den Stoffwechsel erzeugter potentieller Energie in mechanische Arbeit bedeutet. Der Wert eines Produkts hängt demnach

1) a. a. O. S. 178.

2) Vgl. z. B. Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins, Innsbruck 1887, Bd. I, S. 438 ff. — Derselbe: Zum Abschluss des Marx'schen Systems. Festgaben für Karl Knies. Berlin 1896, S. 165—170. — Zuckerkandl: Zur Theorie des Preises, Leipzig 1889, S. 291 ff.

3) Vgl. hierzu Leo v. Buch's schon genanntes Werk.

einzig und allein ab von der Menge der bei seiner Produktion umgesetzten Energie, welche ihrerseits offenbar duch zwei Faktoren bestimmt wird: Dauer der Arbeit und Intensität der Arbeit. Nimmt man die Dauer der Arbeit als gegeben an, so bildet die Arbeit Wert genau proportional ihrer Intensität. Was bedeutet grössere oder geringere Intensität der Arbeit? Umsetzung von mehr oder weniger potentieller Energie in mechanische Arbeit. Durch die Einführung des Begriffes „Intensität" der Arbeit wird also nichts Fremdartiges, Wesensanderes in die Theorie hineingebracht, sondern die Menge der umgesetzten Energie bleibt nach wie vor das einzige Mass des Wertes.

Es ergiebt sich hieraus, dass kompliziertere Arbeit nur dann in höherem Grade wertbildend als einfache Arbeit sein kann, wenn sie auch intensiver als diese ist. Dies dürfte aber im allgemeinen und der Tendenz nach wohl zutreffen, so sehr es auch dem ersten Augenschein widersprechen mag. Kompliziertere Arbeit unterscheidet sich prinzipiell von einfacher Arbeit dadurch, dass bei ihr ein höherer Grad von Aufmerksamkeit, geistiger Spannung, „Verbrauch von Gehirn" stattfindet als bei gewöhnlicher Arbeit. Nehmen wir z. B. die Arbeit des Juweliers, des Uhrmachers und des feinen Mechanikers. Ihre Muskelanstrengung ist gewiss nicht grösser als die eines Spinners, Webers u. s. w. Dagegen verlangt ihre Arbeit eine viel bedeutendere geistige Spannung, weil ihre Thätigkeit weit vielgestaltiger und differenzierter ist als die des Spinners u. s. w. Nehmen wir an, der Verbrauch an Energie würde bei diesem zu $^3/_4$ durch reine Muskelthätigkeit, nur zu $^1/_4$ durch die geistige Anstrengung bewirkt; bei jenen dagegen lägen die Verhältnisse umgekehrt: so ergiebt sich, dass unter Voraussetzung gleicher Muskelarbeit sich die Werte der in gleichen Zeitteilen produzierten Waren verhalten müssen wie 1 : 3. Die Arbeit des Juweliers würde sich also bei derselben Arbeitsdauer in dreimal so hohem Wert verkörpern wie die des Spinners.

Marx will nun aber keineswegs eine von der Wirklichkeit losgelöste Werttheorie aufstellen, sondern der Begriff „Wert" soll den „Tauschwert" der Waren, ihre wirkliche Tauschkraft ausdrücken. Dies ist indes offensichtlich nur möglich, wenn Wert der Arbeitskraft und der im Arbeitsprozess gebildete Wert bei jeder Sorte von komplizierter oder einfacher Arbeit in demselben Verhältnis steht. Es fragt sich, ob diese Voraussetzung als mit den

Thatsachen vereinbar angesehen werden darf. Die Thatsachen lehren uns, dass, je komplizierter und schwieriger die Arbeit, desto höher ihre Entlohnung, je einfacher und mechanischer, desto geringer ihre Entlohnung. Wenn es nun zutrifft, was oben ausgeführt wurde, dass sich nämlich komplizierte und einfache Arbeit nur durch den Grad ihrer Intensität unterscheiden, so würde die obige Frage zu bejahen sein; denn ein grösserer Verbrauch von Kraft ist auf die Dauer unmöglich, wenn nicht mehr Nahrungsmittel dem Körper zugeführt werden, und da es sich hier wesentlich um Ersatz von geistiger Kraft handelt, so müssen in die Produktionskosten der Arbeitskraft auch die Mittel zur Befriedigung gewisser feinerer Bedürfnisse, Vergnügungen u. s. w. eingerechnet werden. Der Juwelier, Uhrmacher, Mechaniker verbraucht thatsächlich mehr Energie als der Spinner, Weber u. s. w. Auf die Dauer kann das nur geschehen, wenn jenen durch höhere Löhne eine bessere Lebensweise gestattet ist als diesen. Der Wert der Arbeitskraft dürfte also in der That die *Tendenz* haben — und *darauf* kommt es allein an — sich proportional zu setzen dem Grade der Kompliziertheit der Arbeit, d. h. dem durch die Arbeit im Arbeitsprozess gebildeten Wert. So kann also doch ein Zusammenhang zwischen Wert der Arbeitskraft und komplizierter Arbeit konstruiert werden, nicht aber so, wie Marx es versucht.

Auf die angedeutete Weise könnten vielleicht die Mängel und Widersprüche, die sich bei Marx bezüglich dieser Frage finden, beseitigt werden, nicht nur, ohne dass die Grundlage seiner Theorie aufgegeben, sondern indem vielmehr streng an ihr festgehalten wird. Allerdings ist zuzugeben, dass alles hierüber Gesagte mehr oder weniger hypothetischen Charakter hat, dessen Wahrheit nicht erwiesen ist und vielleicht nicht erwiesen werden kann.

Kürzer können wir uns bei dem zweiten Punkte fassen: bei der Frage, ob Marx den *Gebrauchswert* oder den *subjektiven* Wert hinreichend berücksichtigt habe. Gebrauchswert ist die Bedeutung, die irgend einem Gegenstande von einem Subjekt beigelegt wird; Gebrauchswert hat also jedes Ding, welches ein menschliches Bedürfnis befriedigt, und zwar genau in dem Grade, als dieses Bedürfnis ein mehr oder weniger dringendes ist. Welchen Einfluss hat aber diese Wertschätzung eines Gutes, die psychischen Vorgänge auf den Tauschwert? Marx löst — soviel uns scheint, mit Recht — die Frage des Tauschwerts völlig los von der des Gebrauchswerts, indem er zwar den letzteren als die conditio sine qua non des Tausch-

werts erklärt, den psychischen Faktoren aber im übrigen auf den Tauschwert keinen Einfluss einräumt. Er stellt das Problem so: Eine Ware wird zu irgend einem Preise auf dem Markte angeboten und auch zu diesem Preis verkauft: was bestimmt es in letzter Instanz, dass die Ware zu diesem bestimmten Preise verkauft wurde? Die zu ihrer Produktion notwendige Arbeitszeit. Marx setzt also bei seiner Deduktion voraus, dass die Waren zu einem die Produktionskosten und den Durchschnittsprofit ersetzenden Preise thatsächlich verkauft werden, und fragt nun, wovon dieser Preis in letzter Linie abhänge. Unmöglich konnte er hierbei auf den Gebrauchswert der Waren rekurrieren, da er diesen voraussetzt, d. h. da er voraussetzt, dass die Waren mindestens in der Höhe des Tauschwerts von den Käufern geschätzt und bezahlt werden.

Nun steht dem aber die ganze neuere Grenznutzpsychologie entgegen, die behauptet, dass jene Voraussetzungen gerade das zu Erklärende wären, und dass aus dem Schätzungswert auch direkt der objektive Tauschwert abgeleitet werden könne. Die Grenznutzentheorie läuft auf Folgendes hinaus: Die moderne Volkswirtschaft besteht aus einer grossen Summe von Einzelwirtschaften, deren jede für einen bestimmten Zeitraum eine bestimmte Geldsumme zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Mitglieder zur Verfügung hat. Wie wird sich nun die Bedürfnisbefriedigung dieser Einzelwirtschaften oder Haushaltungen gestalten? In jeder Haushaltung wird zunächst dasjenige Bedürfnis befriedigt, dessen Befriedigung die Bedingung für die Fortdauer des Lebens überhaupt ist: das Nahrungsbedürfnis. Dann folgt vielleicht das Bedürfnis nach Kleidung, dann vielleicht nach Tabak u. s. w. Dies ist die Rangordnung der Bedürfnisgattungen. Die Wertschätzung der Güter hat aber — und dies ist der entscheidende Punkt — nichts mit der Rangordnung der Bedürfnisgattungen, sondern nur mit jener der konkreten Bedürfnisse zu thun. Diese hängt nun ab nicht von dem Durchschnittsnutzen, den ein Gut seiner Art stiften kann, sondern vom kleinsten Nutzen, den das letztkonsumierte oder letztangeschaffte Gut der bezüglichen Gattung thatsächlich dem Wirtschaftssubjekt gewährt: vom Grenznutzen. Dieser Grenznutzen ist für das Wirtschaftssubjekt der einzige Massstab, nach dem es seine Ausgaben auf die einzelnen Bedürfnisgattungen verwendet, und nur so erklärt es sich, warum auch oft auf wenig nützliche Dinge, wie Edelsteine und Perlen, grosse Summen verwandt

werden. Diese Art Güter sind eben in so geringer Menge vorhanden, dass das Bedürfnis nach ihnen nur zum geringen Teil gesättigt ist und der Grenznutzen, bis zu welchem die Befriedigung reicht, relativ hoch steht, während Brot und Eisen, Wasser und Luft in der Regel in grossen Mengen verfügbar sind, ihr Grenznutzen also relativ niedrig steht.

Wir haben hier einen nochmaligen Versuch vor uns, durch tiefere psychologische Analyse aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage allein die Austauschverhältnisse aller Waren erklären zu wollen.

In der That ist nicht zu leugnen, dass die Höhe des Grenznutzens jeder einzelnen Ware genau entspricht der Wert- oder Preishöhe dieser Ware. Jede Ware kann nur dann zu einem hohen Preise verkauft werden, wenn ihr Grenznutzen ein entsprechend hoher ist und einem niedrigen Warenpreise korrespondiert notwendig stets ein niedriger Grenznutzen der Ware. Muss aber aus diesem sicherlich bestehenden Zusammenhange zwischen Grenznutzen und Warenwert gefolgert werden, dass dies Verhältnis ein Kausalverhältnis sei, d. h. dass der Warenwert deshalb ein hoher oder niedriger ist, weil der Grenznutzen ein hoher oder niedriger ist? Es wird auch hier die Frage übersehen, auf die es allein ankommt, die Frage: Welches Moment verursacht die Wert- und Preisveränderungen der Waren? Es ist ein offenbarer Trugschluss, zu behaupten, dass der Grenznutzen die Preise bestimme, weil sie in ihrer Höhe stets korrespondieren. Mit demselben Rechte kann man daraus den Schluss ziehen, dass die Höhe der Preise die Höhe des Grenznutzens bestimme. Geht man dagegen zunächst auf die Produktionskosten als auf das objektive, bei freier Konkurrenz die Warenpreise beherrschende Moment zurück, so ergiebt sich als eine unleugbare Thatsache, dass jede Veränderung der Produktionskosten auch eine Veränderung der Warenpreise notwendig zur Folge hat, sofern die betreffenden Waren überhaupt auf die Dauer produziert werden sollen. Geschieht dies auch niemals ohne eine gleichzeitige Veränderung des Grenznutzens der betreffenden Waren, so ergiebt sich daraus keineswegs irgend welcher Kausalzusammenhang zwischen Preis und Grenznutzen. Wir können hierbei auf unsere Ausführungen bezüglich der Theorie von Malthus verweisen (S. 84 f.). Thatsächlich macht auch die Grenznutzentheorie keinerlei Versuch, hier einen Kausalzusammenhang zu konstruieren, sondern sie begnügt

sich mit dem Nachweis, dass alle Einzelwirtschaften ihre Ausgaben nach Grenznutzerwägungen auf die einzelnen Warengattungen verteilen, wobei die Warenpreise als gegebene Grössen angesetzt werden. Die Grenznutzerwägungen erfolgen also auf Grund der Warenpreise, wie sie den Konsumenten auf dem Markte gegenübertreten, und wie sie die Produzenten unabhängig von allen Grenznutzerwägungen entsprechend den Produktionskosten und dem Durchschnittsprofit festsetzen und durchschnittlich auch erhalten müssen, sofern sie die Produktion fortsetzen sollen. Wäre aber der Grenznutzen das entscheidende Moment in der Bestimmung der Warenpreise, dann müssten Waren, solange sie überhaupt noch einen möglichen Nutzen haben, auch produziert werden. Dies trifft aber nicht zu; denn es giebt zahllose Fälle, wo die Produktion einer Ware ganz eingestellt wird, nicht weil die Ware keinen Nutzen hätte, sondern weil sie nicht zu einem die Produktionskosten und den Profit ersetzenden Preis verkauft werden kann.

Es ergiebt sich also, dass die Grenznutzentheorie ausser stande ist, die Austauschverhältnisse der Waren aus *subjektiven* Momenten *allein* heraus zu erklären, dass sie vielmehr ein die Warenpreise *objektiv* beherrschendes Gesetz zur notwendigen Voraussetzung hat. Sie kann daher gegen die Marx'sche Werttheorie nicht ins Feld geführt werden. Ob ihr in anderer Hinsicht, namentlich als tiefere Analyse der Nachfrage, eine Bedeutung beizumessen ist, geht uns hier nichts an.

Im Zusammenhang mit der Frage des Gebrauchswerts steht auch zum Teil die Frage, welche Rolle die *Kapitalisten* bei der Wertbildung spielen. Nehmen wir einen Fall an, wo der Kapitalist sein eignes Kapital in der Produktion anwendet. Seine Leistungen bestehen in diesem Fall zunächst darin, dass er bestimmt, was und in welcher Menge produziert werden soll, d. h. er muss seinen Blick darauf richten, dass nur solche Waren produziert werden, welche die Konsumenten bereit sind, mindestens mit einem die Produktionskosten und die Durchschnittsprofitrate ersetzenden Preise zu bezahlen. Täuscht sich der Kapitalist in dieser Beziehung, so bleibt entweder sein Produkt unverkauft, oder er muss es unter dem Normalpreis losschlagen, und wenn dies andauert, die Produktion völlig einstellen. Die Thätigkeit des Kapitalisten ist in dieser Hinsicht sonach lediglich darauf gerichtet, dass die Waren in einer der Marktlage entsprechenden Menge hergestellt werden. Das ist aber, wie

wir bereits sahen, nur die Voraussetzung, unter der sich überhaupt der Wert realisieren kann, auf diesen Wert selbst kann jedoch diese Thätigkeit des Kapitalisten keinen Einfluss haben. Es muss immer wieder daran erinnert werden, dass sich das Wertproblem so darstellt: Warum tauschen sich zwei Waren in bestimmten Proportionen auf dem Markte gegeneinander aus? Dass sie sich austauschen, wird also bei der ganzen Fragestellung vorausgesetzt.

Eine fernere Leistung des Kapitalisten ist im angenommenen Fall die Arbeit der Oberaufsicht und Leitung des Unternehmens. „. . in allen Arbeiten, worin viele Individuen kooperieren, stellt sich notwendig der Zusammenhang und die Einheit des Prozesses in einem kommandierenden Willen dar und in Funktionen, die nicht die Teilarbeiten, sondern die Gesamtthätigkeit der Werkstatt betreffen, wie bei dem Direktor eines Orchesters. Es ist dies eine produktive Arbeit, die verrichtet werden muss in jeder kombinierten Produktionsweise [1]". Aus diesen und ähnlichen Stellen im „Kapital" zieht Sombart den Schluss, dass Marx auch die leitende und disponierende Thätigkeit des Unternehmers zu der wertbildenden Arbeit zähle, und macht es der „embryonalen Marxkritik" zum Vorwurf, dies übersehen zu haben. Er kommt zum Schluss: „Produktiv = Werte schaffend ist diejenige Arbeit, die gesellschaftlich notwendig ist zur Herstellung von Gebrauchswerten in der dem jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechenden Menge, die also nicht durch den eigenartig historischen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise bedingt ist [2]". Sombart stimmt hier also ganz Adolph Wagner zu, der gleichfalls diese Arbeit des Unternehmers als „konstitutives Wertelement" in die gesellschaftlich notwendige Arbeit mit inbegriffen wissen will [3]. Sombart begeht hier meines Erachtens zwei Fehler: erstens, indem er „produktiv" mit „wertbildend" identifiziert. Dass dies ganz irrig, geht daraus hervor, dass eine Arbeit ja gerade dann produktiver wird, wenn sie denselben Wert (d. h. Tauschwert) schafft wie vorher, wenn sich also dieselbe Arbeitszeit in einer grösseren Menge von Produkten verwirklicht. Man wird daher auch vergeblich eine Stelle suchen, wo Marx die Unternehmerarbeit als „wertbildend" bezeichnet; er spricht stets nur von „produktiv". Inwiefern ist nun diese Arbeit produktiv?

1) Das Kapital, III, 1, S. 369.

2) a. a. O. S. 579 f.

3) a. a. O. Zweiter Teil, § 150, S. 333.

Sie ermöglicht es, dass dieselbe Anzahl von Arbeitern in einer gegebenen Zeit eine grössere Menge von Produkten verfertigen, als es ohne diese beaufsichtigende und disponierende Thätigkeit des Unternehmers möglich wäre, und bewirkt daher, dass sich die Arbeit der Handarbeiter produktiver gestaltet. Die richtigste Bewertung der Unternehmerthätigkeit ist deshalb mit der Bezeichnung „indirekt produktiv" gegeben.

Wir gehen jetzt zum letzten, aber wichtigsten Teil unserer kritischen Betrachtungen über: zur Kritik des Gesamtsystems. Im ersten Teil sahen wir bereits, dass das Wertgesetz nach Vollendung des Marx'schen Systems eine ganz andere Bedeutung gewinnt, als es nach dem ersten Bande des „Kapital" den Anschein hat. Während Marx hier das Wertgesetz als ein unmittelbar und allgemein gültiges, das gesamte moderne Wirtschaftsleben unmittelbar beherrschendes hinstellt, wird im dritten Bande ausgeführt, wie infolge des Einflusses der verschiedensten Momente die unmittelbare Geltung des Wertgesetzes aufgehoben wird, so dass in der ökonomischen Wirklichkeit ein Austausch der Waren nach der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge — auch der Tendenz nach — ganz und gar nicht stattfindet. Dabei sind aber vorerst nur diejenigen Waren berücksichtigt, auf welche die Konkurrenz ohne Einschränkung wirkt, es sind also diejenigen Waren unbeachtet gelassen, an deren Preis in irgend welcher Form ein Monopolgewinn klebt, sowie diejenigen, die überhaupt nur durch ein Monopol Tauschwe t erlangen, wie namentlich Grund und Boden. In der Wirklichkeit des Wirtschaftslebens tauschen sich demnach die Waren keineswegs proportional der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge aus, sondern ihre „Marktwerte" weichen dauernd von ihren „Arbeitswerten" ab.

Aus diesen zweifellos bestehenden Thatsachen hat man nun den Schluss gezogen, dass die Marx'sche Werttheorie dadurch jede Bedeutung verliere, dass Marx ganz willkürlich den Wertbegriff allein auf die Arbeitsmenge anwende, während doch die Arbeitsmenge zwar der relevanteste, aber nicht der einzige auf den Tauschwert einwirkende Faktor sei. Es sei eine „methodische Todsünde" von Marx, im ersten Band „von ganz festen dauernden typischen Abweichungen zu abstrahieren, deren Existenz geradezu einen integrierenden Bestandteil der zu erklärenden Regel selbst bildet [1])".

1) Böhm-Bawerk: Zum Abschluss des Marx'schen Systems, S. 171 f.

Der dritte Band Marx' verleugne den ersten; zwischen beiden sei keine Versöhnung möglich, sondern bestehe der nackte Widerspruch selbst[1]. Wie man das Marx'sche Wertgesetz auch auffasse, ob man behaupte, dass es der Wirklichkeit entspreche, oder dass es nur ein „Hilfsmittel des Denkens" sei, auf jeden Fall sei es „praktisch und theoretisch eine Null"[2]. Sombart erklärt die Werttheorie zunächst für ein Hilfsmittel des Denkens: „Sein (Marx') Wert ist keine empirische, sondern eine gedenkliche Thatsache", giebt ihr aber später eine wichtige praktische Bedeutung, indem er ausführt, dass in ihr „eine die wirtschaftliche Existenz der menschlichen Gesellschaft objektiv beherrschende technische Thatsache" — die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit als Grundlage des wirtschaftlichen Daseins — „den adäquaten ökonomischen Ausdruck gefunden hat[3]".

Trotz der Behauptung Böhm-Bawerk's von der „methodischen Todsünde", die Marx begangen haben soll, ist die Marx'sche Methode nicht nur streng wissenschaftlich, sondern sie ist die wissenschaftliche Methode. Marx will im ersten Bande seines Werkes den Produktionsprozess des Kapitals untersuchen, d. h. des Kapitals in seiner reinen, wesentlichen Form, befreit von allen in der Wirklichkeit von dieser reinen Form bestehenden Abweichungen und Störungen. Der erste Band seines „Kapital" giebt daher eine konstruierte Wirtschaftsform, einen idealen Durchschnitt durch die gesamte kapitalistische Produktionsweise: er analysiert das Wesen, den Kern dieser kapitalistischen Produktionsweise und sucht für die Erscheinungen derselben eine allen theoretischen Anforderungen entsprechende Erklärung zu geben. Zu diesem Zwecke musste Marx bestimmte Abstraktionen machen; er musste absehen von dem Bestehen von Monopolen, von der Verschiedenheit der organischen Zusammensetzung der Kapitale, ihrer verschiedenen Umschlagsgeschwindigkeit. Sieht man aber von alledem ab, so erkennt man leicht, dass sich unter diesen Umständen die Waren in der That genau proportional der auf ihre Produktion verwandten Arbeitszeit austauschen müssen. Nehmen wir der Einfachheit halber zwei gleich grosse und in Arbeitslohn vorgeschossene Kapitale A und B an; A produziere in einem Jahre x Ware C, B produziere 2 x Ware D.

---

1) a. a. O. S. 111.
2) a. a. O. S. 182.
3) a. a. O. S. 577.

Die Produktenmengen müssen in diesem Falle von gleichem Werte sein, und eine Ware C genau gleichwertig sein zwei Waren D. Nun ist aber nach Voraussetzung auf jede Ware C die doppelte Arbeitsmenge verwandt als auf jede Ware D. Das Wertverhältnis, in dem die Ware C zur Ware D steht, wird demnach genau bestimmt durch die auf die Herstellung verwandte Arbeitszeit. Hier ist die Arbeitszeit das einzige den Tauschwert bestimmende Moment, dieser wechselt genau mit ihrem Wechsel. Wir sehen also, dass unter den von Marx zum Zweck der Untersuchung gemachten Voraussetzungen sich die Waren gar nicht anders als nach der in ihnen verkörperten Arbeitsmenge austauschen können, und dass diese allein den Tauschwert der Waren reguliert. Erst im dritten Bande des „Kapital“, wo Marx den „Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion“ untersucht, müssen naturgemäss jene Voraussetzungen wegfallen, und erhalten wir ein vollständiges Bild davon, wie sich die Verhältnisse in der Wirklichkeit gestalten, insbesondere wie die Wirksamkeit des Wertgesetzes gestört und vielfach sogar aufgehoben wird.

Der Weg, den Marx in seiner Analyse geht, ist der Weg jeder wissenschaftlichen Forschung. Dies möge an einem Beispiel aus der Physik verdeutlicht werden. Die Physik ist die Wissenschaft von den Gesetzen der unbelebten Natur, wie die Oekonomie die Wissenschaft von den wirtschaftlichen Gesetzen. Wie geht nun die Physik bei der Erkenntnis der Naturgesetze vor? Um die Wirkung der wichtigsten Faktoren zu erforschen, muss auch sie Abstraktionen machen, Bedingungen setzen, wie sie in der Natur selten oder niemals existieren, z. B. bei den Fallgesetzen. Die physikalischen Fallgesetze sind gewonnen und gelten nur unter der Voraussetzung des Fehlens jeden Widerstandes und jeder Reibung: alle Körper fallen gleich schnell; die Fallgeschwindigkeitenwachsen in demselben Verhältnis wie die Fallzeiten u. s. w., — diese Gesetze gelten nur im luftleeren Raum. Jeder weiss aber, dass diese Bedingung in der Natur nirgends besteht, dass die Fallgesetze nur durch Experimente gewonnen werden; dass in Wirklichkeit die Körper sehr verschieden schnell fallen, ja dass es sogar Körper giebt, die nicht fallen, sondern steigen, wie die verschiedenen Gase. So wie die Gesetze in der Wissenschaft formuliert werden, können sie also zur Berechnung der wirklichen Fallgesetze der verschiedenen Körper unmittelbar nicht dienen. Sollen diese gefunden werden, so ist noch der Widerstand

und die Reibung der Luft, oder der Widerstand und die Reibung des Wassers, die bei allen Körpern verschieden sind, genau zu berechnen.

Was würde man aber sagen, wenn jemand behaupten wollte, dass zwischen den auf dem Wege der thatsächlichen Abstraktion gewonnenen und den wirklichen Fallgesetzen keine Versöhnung möglich sei, sondern der „nackte Widerspruch“ bestände? Dass es ein „nackter Widerspruch“ sei, zuerst zu behaupten, dass alle Körper gleich schnell fallen, und dann zugeben zu müssen, dass sie in der Wirklichkeit in der Regel sehr ungleich schnell fallen, einige sogar steigen? Niemand wird hier auf diesen Gedanken verfallen, denn alle naturwissenschaftliche Forschung geht diesen Weg. Was aber in der Naturwissenschaft erlaubt ist, das sollte in der Oekonomie eine „unstatthafte Abstraktion“ sein?

Der eigentliche Grund, warum Böhm-Bawerk dem Marx'schen System nicht gerecht zu werden vermag, liegt in seiner irrigen Ansicht, dass Marx sofort bei Darstellung seiner Werttheorie alle in der ökonomischen Wirklichkeit auf den Tauschwert wirkenden Faktoren hätte aufführen und analysieren müssen. Da Marx ja später den Einfluss der andern wichtigen Faktoren zugiebt, warum versucht er es im ersten Bande seines Werkes, „eine auf den Tauschwert gemünzte „„Wertvorstellung““ auf die Arbeit allein zu basieren“, und das in einer Form, dass jeder Leser zunächst die Theorie von Marx als ein unmittelbar giltiges Gesetz auffassen muss? Zweifellos: wenn Marx ausschliesslich die Austauschverhältnisse der Waren untersuchen wollte, dann durfte er nicht zwei Bände hindurch an einer nur bedingt giltigen Theorie festhalten. Der Endzweck seines Werkes ist aber ein ganz anderer: er will in ihm das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft enthüllen. Zu diesem Zwecke aber war Marx berechtigt, ja genötigt, die genannten Abstraktionen zu machen. Wie hätte er sonst das Verhältnis zwischen Kapitalisten und Lohnarbeiter, die Produktion des absoluten und relativen Mehrwerts, die Kapitalsaccumulation u. s. w. in ihren typischen reinen Gestaltungen erfassen und darstellen können?

„Wären die Lehren und Feststellungen des dritten Bandes noch unbefangenen Lesern gleichzeitig mit dem ersten Bande zu Gesicht gekommen,“ sagt Böhm-Bawerk [1]), „da wären, glaube ich, nur wenige

1) a. a. O. S. 204.

Leser gewesen, denen die Logik des ersten Bandes nicht doch etwas bedenklich vorgekommen wäre!“ Er bezeichnet es daher als ein grosses Glück für den Schriftsteller Marx, dass der Abschluss seines Systems erst 30 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes erfolgte. Wir kommen zu einem andern Ergebnis: Wäre das Marx'sche System in rascher Aufeinanderfolge erschienen, wäre es insbesondere von Marx selbst zu Ende geführt, und der dritte Band von den thatsächlichen Mängeln und ungenauen Formulierungen befreit worden, dann wäre sicherlich eine grosse Zahl von Büchern ungeschrieben geblieben. Dann würde aber schwerlich die Logik des ersten Bandes jemandem bedenklich vorgekommen sein, sondern im Gegenteil, das Verständnis für den wirklichen Sinn des Marx'schen Wertgesetzes wäre viel rascher durchgedrungen und hätte eine unbefangenere wissenschaftliche Würdigung des ganzen Systems ermöglicht.

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.